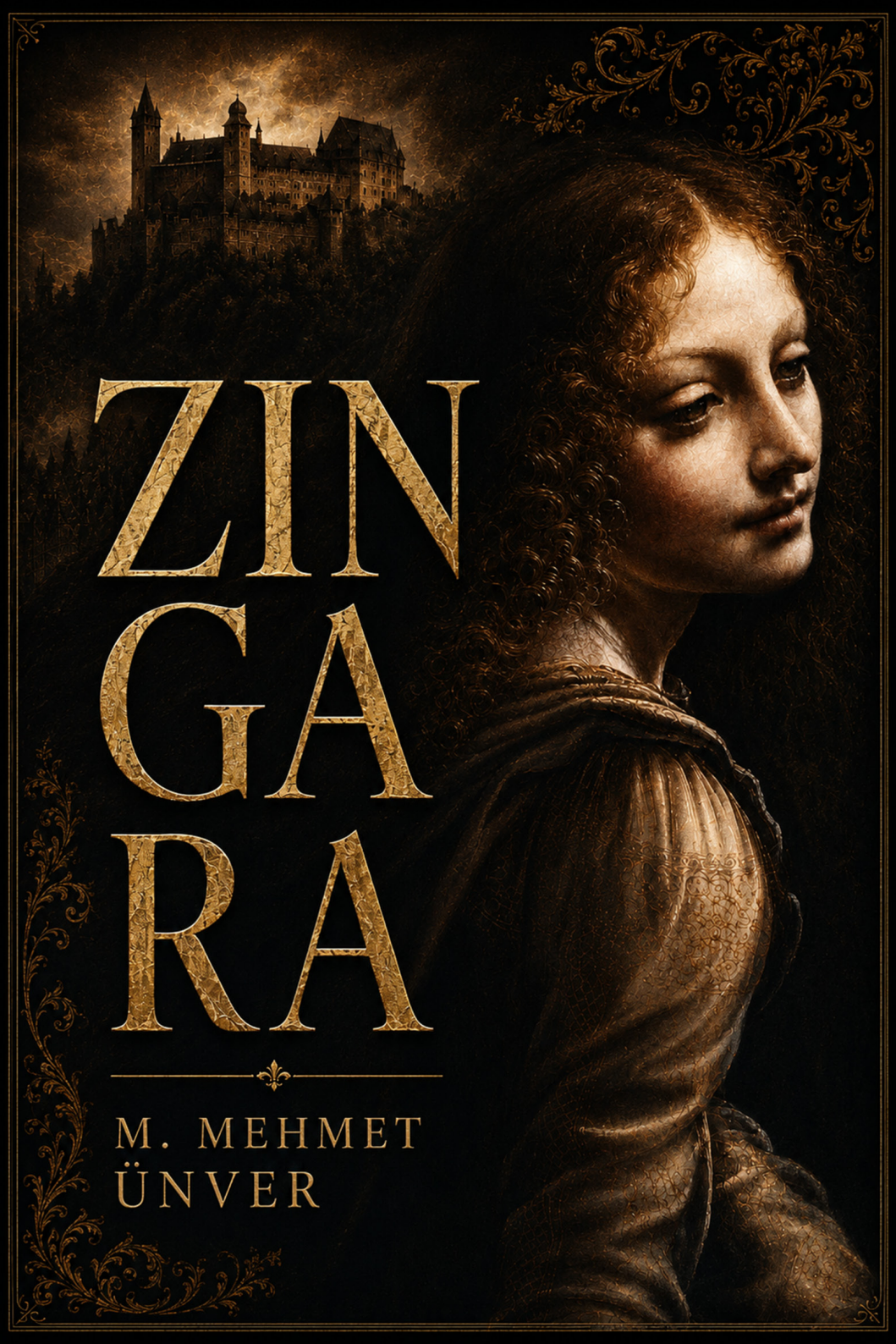




ZIN GA RA

M. MEHMET
ÜNVER

ZINGARA

M. Mehmet Ünver

Aus dem Türkischen übersetzt von

Michaela Menichetti

Dieses Werk,
das ich für alle Opfer von Krieg
und Liebe geschrieben habe,
widme ich meiner geliebten Frau Şekibe ...

Danksagung

Mein tief empfundener Dank gilt meinem Lektor, Herrn Özcan Özen, der mit großer Geduld das Gefühl jeder einzelnen Zeile mitgeformt und den Weg dieses Romans erhellt hat, sowie meinen Freunden Emin Kalça, Deniz Köşker, Nihal Olgun und Mefaret Gültekin.

Dieser Roman ist nicht allein das Werk eines Schriftstellers, sondern das Ergebnis einer Freundschaft, einer gemeinsamen Überzeugung und gemeinsam geleisteter menschlicher Arbeit.

Darüber hinaus bin ich all jenen zu Dank verpflichtet, die mich während meiner Recherchen mit Geduld und großer Sorgfalt begleitet und mir den Weg gewiesen haben:

Michael Tröbs, Leiter des Stadtarchivs Coburg,
Rainer Axmann, Pfarrer an der Kirche St. Moriz und Schriftsteller,
Dr. Michael Matscha, Leiter des Archivs des Bistums Erfurt,
Walter Blaha, Leiter des Stadtarchivs Erfurt.

M. Mehmet Ünver
Bochum, 25.11.2005 (Zingara'nın Aşkı)

1. KAPITEL

Erlangen, Juni 1525

Im Erlanger Wald brannte ein Feuer. Doch niemand trat näher, um sich daran zu wärmen.

Die schwache Flamme zwischen den Kiefern erhellte die Gesichter ringsum nur für kurze Augenblicke, wie das letzte Flackern einer Kerze vor dem Erlöschen. Dann verschlang die Dunkelheit sie von Neuem. Eingefallene Augen, rissige Lippen und Wangen, die unter Schmutz und Schlaflosigkeit versunken waren, tauchten einen Moment lang auf und verschwanden wieder. Wärme war fern, Sicherheit noch ferner. Unter den Kiefernadeln gingen die Atemzüge kurz, und jedes Wort wurde mit Bedacht gesprochen. Jeder wog erst in sich selbst ab, was er sagen wollte.

Die Männer waren Frankenhausen lebend entkommen, doch sie konnten einander nicht mehr so ansehen wie früher. Der eine hatte sein Feld zurückgelassen, der andere seine Frau, ein Dritter sein letztes Vertrauen in Gott. Niemand fragte, weshalb sie dort waren. Und hätte jemand gefragt, wäre ungewiss gewesen, ob es überhaupt einen gab, der hätte antworten können.

Tagsüber drückten sie sich unter den dichten Kiefern nieder, nachts harreten sie mit zusammengebeissenen Zähnen zwischen den feuchten Wurzeln aus. Einige der Klöster, auf die sie unterwegs stießen, steckten sie in Brand. Ob sie es aus Rache taten, aus Angst oder um hinauszuschreien, dass sie noch lebten, wussten sie selbst nicht. Der Rauch war in jede Faser ihrer Kleidung gedrunken und hatte sich in ihrer Haut festgesetzt.

Das Versteckleben im Wald verzehrte einen nicht auf einmal, sondern lautlos. Hunger, Misstrauen und Angst drangen tiefer als die Schwerter der Fürstensoldaten. Selbst das harmloseste Wort endete in Streit, und in den Gesichtern der anderen suchten die Männer weniger nach Brüderlichkeit als nach verborgenem Zorn.

Andreas Barthel versuchte, die Wunde über der Braue eines Man-

nes zu verbinden. Der Stofffetzen in seiner Hand war von dunklem Blut durchtränkt. Als er ihn von der Wunde nahm, machte das Blut zwischen seinen Fingern die Nacht noch schwerer.

Der Verwundete hob den Kopf. Sein Blick blieb zunächst an Andreas' Hand hängen und wich dann hastig aus. Trotz seines massigen Körpers waren seine Schultern eingesunken, und wie er dasaß, wirkte er klein.

Ein anderer brachte vom Rand des Feuers eine Handvoll kalter Asche. Sie ging von Hand zu Hand wie eine letzte Hoffnung. Als Andreas sie auf die Wunde drückte, biss der Mann die Zähne zusammen, und ein dumpfes Stöhnen drang aus seiner Kehle. Mit einer Hand hielt Andreas seinen Kopf fest, mit der anderen presste er den Stoff auf die Wunde.

„Damit musst du dich begnügen.“

Der Mann wich seinem Blick aus.

„Er hat angefangen. Er verlässt sich auf seinen massigen Körper.“

„Ich kann nicht bei jedem eurer Streitereien dazwischengehen. So kann es nicht weitergehen.“

Als die Wunde verbunden war, senkte der Mann den Kopf.

„Danke.“

Er stand auf und ging zu seinen Gefährten am Feuer zurück. Er setzte sich, als wäre nichts geschehen, und mischte sich mit leiser Stimme wieder in die Gespräche. Doch seine Stimme klang ferner und härter als zuvor.

Andreas blieb allein zurück. Er entfernte sich vom Feuer und begann, mit schweren Schritten zwischen den Kiefernstämmen umherzugehen. Die trockenen Zweige unter seinen Füßen knackten, dann versank der Wald erneut in Schweigen. Wenn der Wind durch die Äste strich, zerbrach das Licht des Feuers auf seinem Gesicht. Mal blickte er in die Dunkelheit, mal auf die Glut.

Seine Schultern waren eingesunken, sein Atem ging schwer, sein Blick war leer.

Er wusste nicht, wohin er die Männer führen sollte.

Seine Schultern zitterten kaum merklich. Was auf ihm lastete, war nicht das Gewicht einer getroffenen Entscheidung, sondern das der Unfähigkeit, eine zu treffen.

Am Feuer saß der alte Pater Bernhard Niklas gegenüber. Er presste die Knie aneinander und versuchte, seine Hände zu wärmen. Dennoch zitterten seine Finger.

„Bruder“, sagte er mit brüchiger Stimme, „weist du mit der Kirche auch Gott zurück?“

Niklas hob den Kopf. Die Rußflecken in seinem Gesicht wirkten wie alte Wunden. Seine Mundwinkel waren ausgetrocknet. Mit dem Finger zog er eine Linie durch die Asche.

„In der Kirche der Verzweiflung bin ich längst getauft worden, Pater. Wann hat Jesus meine Stimme je gehört?“

Bernhard schwieg. Nach einer Weile sprach er erneut.

„Wenn du dich von ihm lossagst, was bleibt dann noch?“

Niklas blickte ins Feuer.

„Auch die, die in Frankenhausen zu Boden gingen, hielten sich an ihm fest.“

Andreas blieb stehen. Rauch drang ihm in die Augen. Er wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht, sagte jedoch nichts.

Am Rand der Glut zischten einige Pilze und verbreiteten ihren schweren Geruch. Statt den Appetit anzuregen, erinnerte er nur an den Hunger. Die Mägen der Männer knurrten, doch jeder tat, als hätte er es nicht gehört.

Ulrich trat aus der Dunkelheit. Seine Kleidung hing ihm in Fetzen vom Leib. Das getrocknete Blut an seiner rechten Schulter war auf dem abgetragenen Hemd zu einem dunklen Fleck erstarrt.

„Habt ihr mir auch etwas übrig gelassen? Ich habe mit leerem Magen Wache gehalten.“

Michel reichte ihm den Pilz in seiner Hand.

„Nimm, Bruder. Ich habe keinen Appetit.“

Ulrich nahm den Pilz. Er wollte sich bedanken, brachte jedoch keinen Laut hervor. Als ihm der schwere Geruch in die Nase stieg, verzog er das Gesicht. Trotzdem biss er ein kleines Stück ab.

Michel stand auf und ging zu Andreas. Im roten Schein des Feuers wirkte sein Gesicht kleiner und müder, als es war.

„Hast du darüber nachgedacht?“

Andreas antwortete nicht.

„Wenn wir heute Nacht aufbrechen, können wir unsere Spur verwischen“, sagte Michel. „Wir gehen nach Norden. So weit fort, dass uns niemand mehr verfolgen kann.“

Andreas schüttelte den Kopf. Sein Blick blieb an der Glut hängen. Hieß fliehen, die Last der Zurückgebliebenen zu tragen, oder nur die eigene Haut zu retten?

„Wenn wir fliehen, retten wir nur unser Leben“, sagte er schließlich. Seine Stimme klang wie ein leises Geständnis. „Reicht uns das nach all dem Blut?“

Michels Gesicht wurde im roten Feuerschein noch kleiner.

„Ich weiß es nicht. Meine Hoffnung ist nur die eines müden Mannes.“

Eine Weile standen sie nebeneinander. Dann kehrten sie gemeinsam zum Feuer zurück.

Markus erzählte:

„Mühlhausen hat sich ergeben.“

Michel wandte den Kopf.

„Was erzählst du da schon wieder? Zum wievielten Mal jetzt?“

Andreas warf ihm einen kurzen, harten Blick zu.

„Lass ihn, Michel.“

Markus fuhr fort.

„Sie sollen Müntzer nach Frankenhausen auf der Flucht gefasst haben. Man habe ihm die Hände in Ketten gelegt, ihn nach Heldrungen gebracht und gefoltert. Trotzdem soll er nicht gesagt haben, dass er bereue.“

Ein Funke stieg aus dem Feuer auf. Einen Augenblick lang hing er in der Luft, dann erlosch er.

Ulrich hielt inne, ehe er den Pilz in seiner Hand zum Mund führte.

„Wer hat den Brief geschrieben, in dem die Mühlhäuser aufgefordert wurden, die Waffen niederzulegen?“

„Er wurde gefoltert“, sagte Markus. „Wie viel davon er aus eigenem Willen geschrieben hat, weiß Gott.“

Ulrich steckte den Pilz in den Mund. Er kaute lange darauf und schluckte ihn hinunter.

„Und doch kommen einem Zweifel.“

„Das sind Worte, die man erfunden hat, um uns gegeneinander aufzubringen“, sagte Niklas. „Müntzer verrät seine eigene Sache nicht.“

„Auch wir sind aus Frankenhausen geflohen“, sagte Ulrich. „Manche ließen die Verwundeten zurück. Manche warfen ihre Waffen fort und retteten ihr Leben. Haben wir dann nicht alle unsere Sache verraten?“

Niklas beugte sich vor.

„Ist Flucht dasselbe, wie vor den Fürsten auf die Knie zu fallen?“

Die Frage blieb in der Luft hängen. Statt einer Antwort strich der Wind durch die Kiefern und ließ die trockenen Nadeln zu Boden rieseln.

„Du bist nicht gefoltert worden“, sagte Markus. „Du weißt nicht, was ein Mensch dort sagt oder worauf er sich einlässt.“

Niklas sah ihn unverwandt an.

„Weißt du es?“

Markus öffnete die Lippen, konnte jedoch nicht sofort antworten.

„Nein.“

Er streckte die Handflächen dem Feuer entgegen.

„Ich habe es von einem Fuhrmann gehört“, fuhr er fort. „Er wiederum hatte es von Leuten, die dabei gewesen waren. Müntzer soll gesagt haben: ‚Alles muss allen gehören. Jeder soll bekommen, was er braucht.‘ Der Fürst sei daraufhin wütend geworden und habe gerufen: ‚Das ist die Lehre des Teufels!‘“

Ulrich lachte bitter.

„Ein Fuhrmann, der es von Augenzeugen gehört hat. Aus jedem Mund spricht ein anderer Müntzer. Gott weiß, wie man von dem erzählen wird, was wir getan haben. Waren in den Klöstern, die wir niederbrannten, nur jene, die uns unterdrückt hatten?“

Niklas sah ihn scharf an.

„Hast du jetzt Mitleid mit den Priestern?“

Ulrich wandte den Blick nicht vom Feuer ab.

„Ich weiß nicht, mit wem ich Mitleid habe. Vielleicht mit uns selbst.“

Seine Worte verloren sich im letzten Rot des Feuers.

Pater Bernhard presste die Hände auf seine Knie. Sein Blick ruhte auf dem Boden.

„Glaubt ihr, sie hätten Müntzer begnadigt, selbst wenn er sich von seiner Sache losgesagt hätte?“, sagte er. „Die Fürsten hatten ihr Urteil längst gefällt.“

Markus senkte die Stimme.

„Sie haben sich nicht einmal damit begnügt, ihn zu enthaupten. Trotz seines letzten Wunsches haben sie seine Habseligkeiten Ottilie nicht gegeben. Sie ist mit dem Kind allein zurückgeblieben.“

Ulrichs Gesicht wurde bleich.

„Wer bleibt zurück, wenn sie auch uns töten?“, flüsterte er.

Niemand antwortete.

Ein letztes Knacken kam aus dem Feuer. Wieder strich der Wind durch die Kiefern. Langsam fielen trockene Nadeln zu Boden.

Andreas ging langsam in die Hocke. Er legte die Hand auf die Erde. Seine Finger berührten feuchte Blätter, die sich mit der Asche vermischt hatten. Er nahm etwas Erde in die Hand.

Der Geruch von Erde, Asche und Blut hatte sich miteinander vermengt.

Eine Weile betrachtete er, was in seiner Hand lag. Seine Augen schienen nach einer fernen Erinnerung zu suchen, fanden sie jedoch nicht. Er schloss die Finger. Dann öffnete er die Hand wieder und ließ die Erde

langsam zu Boden fallen.

Das Feuer erlosch.

Die Asche bewahrte noch ihre Wärme, doch das Licht hatte sich zurückgezogen. Die Gesichter der Männer waren in der Dunkelheit nur noch als blasse Umrisse zu erkennen.

Niemand stand auf.

Niemand sprach.

Lange Zeit gab es nur die Nacht. Dann waren einige Schritte zu hören. Sie trugen den Traum von einem fernen Weg in sich, der noch nicht gewählt war.

Der Wald war bereit, sie lautlos zu verschlingen.

2. KAPITEL

Coburg, Juni 1525

Ein kühler Nebel lag über dem steinernen Weg, der vom Hügel der Veste hinab nach Coburg führte. Hans und einige Burgwächter begleiteten Pfarrer Balthasar. Hans und der Pfarrer gingen voraus, die Wächter folgten ihnen einige Schritte dahinter. Das Mondlicht fiel auf die Steinmauern und ließ ihre Gesichter wie bleiche Medaillons schimmern.

Hans neigte leicht den Kopf.

„Ihr seht heute müder aus, Herr Pfarrer.“

Der Pfarrer ließ die Schultern sinken.

„Es ist nicht leicht, sie auf den Tod vorzubereiten, der sie erwartet. Manche weinen, andere sagen kein einziges Wort. Wenn der Mensch an die Schwelle des Todes gelangt, erinnert er sich entweder an all seine Sünden oder will sich an keine einzige erinnern.“

Der Nebel glitt den Hang hinab. In der Ferne stand der Glockenturm von St. Moriz wie ein undeutlicher Schatten im Nebel.

Hans schwieg eine Weile.

„Vergibt Gott einem Aufrührer, der sich gegen König und Kirche erhoben hat, dennoch?“

Der Pfarrer verlangsamte seine Schritte.

„Für den, der in Reue kommt, bleibt das Tor der Barmherzigkeit offen.“

Nach einigen Schritten fuhr er mit leiserer Stimme fort:

„Im Lukasevangelium steht geschrieben: Wenn ihr, obwohl ihr bö-

sen Herzens seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisst, wie viel gewisser wird dann der Vater im Himmel denen den Heiligen Geist geben, die ihn bitten?“

Hans' Kiefer spannte sich an. Seine Hand berührte den Griff seines Schwertes und blieb dort liegen.

„Ich bin nicht dafür, dass ihnen Barmherzigkeit erwiesen wird.“

Der Pfarrer sah ihn an.

„Weil du sie noch immer auf dem Schlachtfeld siehst.“

Hans antwortete nicht. Er richtete den Blick auf die Steine vor seinen Füßen, doch unter diesen Steinen war der Schlamm von Frankenhäusern noch immer nicht getrocknet.

„Wie kann jemandem vergeben werden, der einem Menschen nach dem Leben trachtet?“, sagte er. „Wenn ein Mann eine Sense ergreift und gegen seinen Herrn zieht, ist das keine Sünde?“

„Es ist eine Sünde“, sagte der Pfarrer. „Doch das letzte Urteil steht nicht uns zu, sondern Gott.“

Hans nahm die Hand vom Schwertgriff.

„Auf dem Schlachtfeld war es schwer, Gottes Urteil zu erkennen, Herr Pfarrer. Dort war nur Blut.“

Der Pfarrer schwieg. Der Nebel zog zwischen ihnen hindurch und breitete sich über den Weg aus.

„Auch Blut legt dem Menschen eine Binde um die Augen“, sagte er dann. „Manchmal sieht der Mensch selbst die Gerechtigkeit nur durch seine eigene Wunde.“

Hans hob den Kopf und sah dem Pfarrer ins Gesicht, dann wandte er den Blick wieder nach vorn.

„Wenn die Wunde tief ist, fällt es schwer, anders zu sehen.“

„Es ist nicht leicht“, sagte der Pfarrer. „Doch wenn der Mensch nur mit dem lebt, was leicht ist, kommt die Barmherzigkeit niemals an die Reihe.“

Eine Weile gingen sie schweigend weiter.

Als der Weg steiler wurde, rutschte der Stein unter dem Fuß des Pfarrers weg. Als er ins Wanken geriet, griff Hans ihm sofort unter den Arm.

„Gebt acht, Herr Pfarrer!“

Der Pfarrer lächelte. Die Linien um seine Augen vertieften sich.

„Ein Pfarrer, der sich auf den Arm eines Soldaten wie dich stützt, fällt nicht so leicht.“

„Dieser Weg ist beschwerlich für Euch.“

„Ist nicht auch das Leben ein Weg?“, sagte der Pfarrer. „Je älter der Mensch wird, desto schwerer wird die Last, die er trägt. Mit der Zeit

beugen sich sowohl sein Rücken als auch seine Seele.“

Als sie den Marktplatz beim Rathaus erreichten, blieb der Pfarrer plötzlich stehen.

In der Mitte des Platzes erhob sich ein breites hölzernes Schafott. Darauf waren vier Galgen errichtet worden. Die Schlingen schwankten leicht im Wind. Noch hatten sie sich um keinen Hals gelegt, doch sie genügten bereits, um die Luft auf dem Platz zu verändern.

Der Harzgeruch des frisch geschlagenen Holzes vermischte sich mit der Feuchtigkeit des Abends. Hammerschläge hallten durch die leeren Straßen, und jeder Schlag ließ den nahenden Morgen ein wenig wirklicher werden.

Der Pfarrer faltete die Hände vor der Brust. Seine Lippen bewegten sich, doch kein Laut kam über sie.

Hans deutete auf das andere Ende des Platzes.

„Der Mann dort, der ihnen vorsteht ... Ist das nicht der Bürgermeister?“

Der Pfarrer nickte.

„Ja. Georg Goldschmied.“

Hans beobachtete den Mann, der den Zimmerleuten Befehle zurief. Goldschmieds Stimme hallte hart über den Platz. Mit dem Stab in seiner Hand deutete er bald auf die Bretter, bald auf die Arbeiter.

„Seltsam“, sagte Hans. „Als ließe er seine Wut am Holz aus.“

„Während des Aufstands wurden seine eigenen Felder niedergebrannt“, sagte der Pfarrer. „Nun baut er seine Treue auf der Asche auf.“

Hans lächelte spöttisch.

„Dann sind diese Galgen also sein Gebet.“

Der Pfarrer wandte den Blick nicht vom Platz ab.

„Vielleicht sind sie die Sühne für seine Angst.“

Eine Weile sprachen sie nicht.

Der Geruch von Harz, der Nebel und der nahende Tod vereinten sich in derselben Luft.

Der Pfarrer ging um das Schafott herum und wandte sich der steinernen Kirche in der nächsten Straße zu. Die Wächter blieben auf dem Platz zurück. Hans begleitete ihn bis zur Tür des Pfarrhauses.

Der Pfarrer trat ein. Langsam schloss sich die Holztür.

Als Hans auf den Marktplatz zurückkehrte, war die Nacht noch dunkler geworden. Die Straßen lagen verlassen da, doch auf dem Platz waren die Geräusche der Hämmer und Sägen nicht verstummt. Unter den Augen der Wachposten arbeiteten die Zimmerleute weiter und

stellten die Schemel genau unter die Schlingen.

Der Wind brachte die dicken Stricke leicht ins Schwanken.

Die Glocken von St. Moriz begannen zu läuten.

Dieser Klang stieg nicht wie ein Gebet empor. Er glich einer kalten Nachricht, die sich über die steinernen Straßen Coburgs verbreitete. Mit jedem Nachhall erzitterten die Fenster der Häuser, die Hunde heul-ten, und die Kinder verstummten.

Hans blieb stehen. Er hob den Kopf und lauschte dem Glockenklang, der hinter den Gebäuden hervordrang.

Dann senkte er den Kopf, spuckte auf den Boden und ging weiter.

3. KAPITEL

Die Nacht hatte sich über den Wald gesenkt. Die Kiefernstämme, die nasse Erde und die Gesichter der Männer verschwammen in derselben Dunkelheit. Die Wärme des Feuers war längst gewichen; ihre Atemzüge verwandelten sich in kurze Dampfwolken.

Aus der Finsternis kam ein trockenes Knacken. Alle wandten den Kopf. Mehrere Hände griffen nach den Messern. Ulrich versuchte, sich aufzurichten, doch die Wunde an seiner Schulter ließ es nicht zu.

Im blassen Rot der Glut erschien Christians Silhouette. Mit seinem rundlichen Gesicht, dem federbesetzten Hut und seiner noch einigermaßen sauberen Kleidung sah er wie ein gewöhnlicher Handwerker aus. Als er näher kam, blieb er einen Augenblick stehen, richtete seinen Kragen und prüfte seinen Gürtel. Er grüßte nicht und lächelte auch nicht.

Er durchbrach den Kreis um das Feuer und trat hinein. Ohne jemanden länger anzusehen, blieb er Andreas gegenüber stehen.

„Die Nachrichten sind schlecht“, sagte er.

Niemand rührte sich. Einem der Männer fiel der Pilz aus der Hand; er bemerkte es nicht einmal.

Andreas musterte Christians Gesicht.

„Wo bist du geblieben? Es sind drei Tage vergangen.“

Christian senkte den Blick.

„Ich bin umhergezogen. Ich habe gesprochen. Ich habe zugehört.“

„Bist du in die Städte gegangen?“, fragte Michel.

Christian wandte sich ihm zu.

„Ich bin nicht über die Felder hinausgekommen. Ich konnte nicht

einmal riskieren, dass ein Hund anschlägt.“

Michel brummte.

„Und das soll ich dir glauben?“

„Bei Gott, Bruder.“

Andreas ging dazwischen.

„Was hast du gehört?“

Christians Blick glitt zur Glut. Als das blasse Licht auf sein Gesicht fiel, war zu sehen, dass sein Kinn zitterte.

„In Coburg beginnen sie am Samstag mit den Hinrichtungen“, sagte er. Sein Blick glitt zur Glut. „Dreiundsechzig unserer Brüder werden sie hängen. Die Bauern sind unruhig. Aber sie sind nicht mutig genug, sich zu erheben. Vielleicht haben sie mir nicht vertraut. Vielleicht ist ihre Angst größer als ihre Wut.“

„Natürlich“, brummte Michel. In seiner Stimme lag ein überströmender Schmerz. „Jetzt, da sich alles beruhigt hat, ist das Hängen an der Reihe.“

Ein dünner Zweig brach zwischen den Kohlen zusammen. Der Wind heulte einen Augenblick auf und verstummte.

Andreas fragte:

„Wie weit ist Coburg von hier entfernt?“

„Nicht sehr weit“, sagte Christian. „Aber die Wege werden überwacht.“

„Ich muss hingehen und es sehen.“

Michel wandte sich sofort zu ihm.

„Was hast du vor?“

„Solange ich die Lage nicht vor Ort gesehen habe, kann ich nichts sagen.“

Michel packte Andreas am Arm.

„Ich habe die Veste einmal gesehen. Sie erhebt sich wie eine steinerne Krone über Franken. Dort gibt es viele Wächter und ebenso viele Spione.“

Andreas löste Michels Hand mit einer sanften, aber bestimmten Bewegung von seinem Arm.

„Was willst du dort tun?“, fragte Michel.

„Ich werde nicht nur zusehen.“

Andreas griff nach dem alten Stoffsack neben sich. Zwischen einigen Stofffetzen, trockenen Brotkrumen und abgenutzten Schnüren berührten seine Finger ein kleines Holzkreuz. Er nahm es heraus und legte es in seine Handfläche. Das Rot der Glut wanderte über seine rissige Oberfläche. Mit dem Daumen strich er über das raue Holz.

Er betete nicht und bewegte auch seine Lippen nicht.

Er schob das Kreuz auf den Grund des Sacks.

„Dort kennt mich niemand“, sagte er. „Es wird Menschen geben, die an den Hinrichtungen Anstoß nehmen. Es wird Menschen geben, die aus Angst schweigen. Vielleicht können wir einige Männer auf unsere Seite ziehen. Vielleicht öffnet sich eine Tür.“

Michel schüttelte den Kopf.

„Vielleicht fangen sie dich auch an dieser Tür.“

„Auch das ist möglich.“

„Ich lasse dich nicht allein gehen.“

Andreas blickte sich um. Die Männer waren müde, hungrig und unentschlossen. Einige wichen seinem Blick aus. Andere warteten auf seine Entscheidung.

„Zwei Männer genügen“, sagte er. „Anton und Simon.“

„Sie halten Wache.“

„Lass sie ablösen. Sie sollen sich rasieren und waschen. Die Wächter am Tor sollen uns nicht schon an unserem Geruch erkennen.“

Michel zögerte.

„Ich wäre gern mit dir gegangen.“

„Bleib du hier. Dann muss ich nicht mit Sorge zurückblicken.“

Andreas band den Sack zu und reichte ihn Michel.

„Behalte ihn bei dir.“

Michel nahm den Sack, senkte den Kopf und ging in die Dunkelheit.

Als Anton und Simon bereit waren, stand auch das letzte Licht der Glut kurz vor dem Erlöschen. Sie hatten sich hastig rasiert und ihre Hemden im Bach gewaschen. Dennoch haftete ihnen der Geruch des Waldes, des Rauchs und des Lebens auf der Flucht an.

Andreas blickte zu den wenigen Sternen hinauf, die zwischen den Kiefernäzweigen zu sehen waren. Er hob den Wasserschlauch vom Boden auf und hängte ihn sich über die Schulter.

Keiner der Männer am Feuer hielt ihn auf. Christian trat schweigend zur Seite.

Andreas blickte nicht zurück.

Gemeinsam mit Anton und Simon ging er in die Dunkelheit hinein.

4. KAPITEL

Coburg, 10 Juni 1525

Die Samstagssonne hatte die Steine Coburgs schon früh erhitzt. Die Hitze, die bereits zu Beginn des Tages drückend geworden war, hatte sich zusammen mit der Stille der nahenden Tode über die Stadt gelegt.

Entlang des Weges, der von der Veste hinabführte, hatten sich die Soldaten zu beiden Seiten aufgestellt und zwangen die Menschen, die in die Stadt wollten, durch schmale Durchgänge. Der Stoff von Zingaras rotem Mieder klebte ihr schweißnass am Rücken.

In der Menge entdeckte sie den langhaarigen Peter. In seinem geflickten langen Überrock ging er mit gesenktem Kopf und schweren Schritten voran. Zingara beschleunigte ihre Schritte und schob sich zu ihm.

„Sei gegrüßt.“

Peter wandte den Kopf. Einen Augenblick lang sah er sie an.

„Du bist Zingara.“

„Und du bist Hans' Bruder. Meine Mutter hat es mir erzählt.“

Peter antwortete mit einer knappen Kopfbewegung. Auf seinem Gesicht lag eine Blässe, die nicht zu seiner Jugend passte. Seine Augen lächelten nicht. Er wirkte, als hätte er bereits etwas gesehen, das er nicht hätte sehen dürfen.

„Manchmal sehe ich dich“, sagte er. „Du gehst in der Residenz des Kurfürsten ein und aus.“

„Ja. Ich diene den Adligen.“

„Du hast Glück.“

„Warum?“

„Wenigstens hast du einen Grund, auf der Burg zu bleiben.“

Zingara sah ihn an.

„Hast du keinen?“

Peter richtete den Blick wieder nach vorn.

„Noch nicht.“

„Ich dachte, du wärest wie Hans ein Soldat. Du bist immer unter ihnen.“

„Ich will Hans auf der Burg nicht in Schwierigkeiten bringen.“

Für einen Moment schwiegen sie. Einer der Soldaten brüllte und drängte die Menge auf den schmalen Durchgang zu.

„Gehst du in die Stadt?“, fragte Zingara.

„Alle gehen dorthin.“

„Um den Hinrichtungen zuzusehen?“

Peter ging eine Weile weiter, ohne zu antworten.

„Ich weiß es nicht“, sagte er schließlich. „Ich weiß, dass ich nicht hingehen sollte. Trotzdem gehe ich.“

„Ich gehe auch“, sagte Zingara.

Peters Blick ruhte einen kurzen Augenblick auf ihrem Gesicht.

„Es könnte dir nicht gefallen, zuzusehen, wie man sie hängt.“

Zingara antwortete nicht.

Gemeinsam betraten sie die Stadt durch das Spitaltor. Die Soldaten hatten die Mitte der Straße freigehalten und die Menschen in die schmalen Bereiche zu beiden Seiten gedrängt. Das Steinpflaster brannte unter der Sonne wie Feuer, und ein dumpfes Stimmengewirr erfüllte den Marktplatz. Neugieriges Flüstern, Weinen und Gebete vermischten sich mit den Rufen der Frauen, die ihre Kinder an den Armen hinter sich herzerzten.

Zingara hatte die Stadt, in der sie geboren und aufgewachsen war, noch nie so überfüllt gesehen. Es schien, als wäre an diesem Morgen ganz Coburg auf den Marktplatz geströmt.

In der Nähe des Schafotts stand ein prunkvoller Sessel, der für den Kurfürsten vorbereitet worden war. An einer Stange hinter dem Sessel flatterte das Banner Sachsens.

„Hängt diese Feinde Gottes!“, schrie ein Bauer und drängte nach vorn, während unmittelbar neben ihm ein anderer Mann versuchte, sich durch die Menge zu kämpfen.

„Lasst mich durch! Lasst mich meinen Bruder ein letztes Mal sehen!“

Zwischen den beiden eingeklemmt, versuchte Zingara zurückzuweichen und den Stößen der Ellbogen und Schultern auszuweichen.

Mit ihren Schwertern und Speeren bildeten die Soldaten vor der Menge eine unüberwindliche Mauer. Als die erste Gruppe von Gefangenen mit gefesselten Händen auf den Platz gebracht wurde, drängten deren Angehörige gegen die Reihe der Soldaten. Schreie erhoben sich. Frauen und Männer prallten gegen die waagrecht gehaltenen Speere.

Die Soldaten stießen die Menge zurück. Einige Kinder begannen vor Angst zu weinen.

In dem Tumult verlor Zingara Peter aus den Augen.

Während die Gefangenen unter den Galgen warten mussten, ging Pfarrer Balthasar zwischen ihnen umher. Zu manchen sprach er einige Worte, bei anderen betete er schweigend. Bisweilen hielt er ihnen das Kreuz in seiner Hand hin, bisweilen neigte er nur den Kopf. Seine Worte waren aus der Entfernung nicht zu verstehen, doch die Müdigkeit in seinem Gesicht war deutlich zu erkennen.

Als die Soldaten plötzlich in Bewegung gerieten, kündigte dies die Ankunft des Kurfürsten und der Richter an.

Kurfürst Johann der Beständige ritt auf seinem weißen Pferd durch das Spitaltor. Hinter ihm folgten die Richter und sein Gefolge. Die Menschen vor dem Stadttor sanken auf die Knie. Als der Kurfürst auf den Marktplatz zuritt, versuchten einige Frauen, sich vor die Pferde zu werfen.

„Mein Mann ist unschuldig!“

„Begnadigt meinen Vater!“

„Euer Gnaden, er ist mein einziger Sohn!“

Die Soldaten packten die Frauen und zerrten sie aus dem Weg.

Der Kurfürst wandte nicht einmal den Kopf.

Die Unruhe auf dem Platz hielt an, bis er sich auf den prunkvollen Sessel setzte, den Bürgermeister Georg Goldschmied hatte aufstellen lassen. Georg reichte ihm zunächst ein Leinentuch und anschließend einen Becher. Der Kurfürst wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, legte seinen pelzbesetzten Umhang über die Lehne des Sessels und nahm einen langen Schluck aus dem Becher.

Die Richter nahmen ihre Plätze ein.

Einer von ihnen öffnete eine Schriftrolle, die er aus einer Lederhülle gezogen hatte, und begann mit lauter Stimme vorzulesen:

„Mit Zustimmung unseres gnädigen Herrn Johann des Beständigen, Erzmarschalls des Heiligen Römischen Reiches, Kurfürsten von Sachsen, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, sind dreihundsechzig Personen, die vom Richterkollegium des Aufruhrs und des Verrats für schuldig befunden wurden, zum Tode verurteilt worden. Die Hinrichtungen werden am 10. Juni 1525 beginnen.“

Ein tiefes Murren erhob sich aus der Menge. Die Soldaten drehten ihre Speere quer und drängten das Volk erneut zurück.

Der Scharfrichter und seine vier Gehilfen bestiegen das Schafott. Jeder der Gehilfen nahm unter einem der Galgen seinen Platz ein.

Der Richter las den Namen des ersten Gefangenen von der Liste:

„Jörg Preyl, Müller aus Eysfeld!“

Anschließend verlas er drei weitere Namen.

Die vier Gefangenen wurden mit auf dem Rücken gefesselten Händen zwischen den Soldaten die Stufen hinaufgeführt. Jeder von ihnen wurde auf einen der Schemel unter den Schlingen gestellt. Die vier Gehilfen zogen ihnen weiße Säcke über die Köpfe und legten ihnen die Stricke um den Hals.

Jörg versuchte zurückzuweichen. Einer der Gehilfen packte ihn an den Schultern, während ein Soldat seinen Arm festhielt. Der weiße Sack wurde ihm gewaltsam über den Kopf gezogen.

Der Platz wurde mit einem Mal so still, dass selbst das Schluchzen eines Kindes in der Ferne zu hören war.

Die vier Gefangenen warteten nebeneinander auf den Schemeln. Nur Jörgs Beine zitterten. Der Mann zu seiner Rechten hatte den Kopf gesenkt und betete, die beiden anderen standen reglos da.

Der Scharfrichter überprüfte die Schlingen ein letztes Mal. Dann trat er einige Schritte zurück und hob die Hand.

In dem Augenblick, in dem seine Hand niederging, stießen die vier Gehilfen gleichzeitig die Schemel fort.

Alle vier Stricke spannten sich mit einem Ruck.

Die Körper zuckten gleichzeitig. Jörg krampfte sich mehrmals zusammen. Die Füße eines der Männer neben ihm strampelten in der Luft. Dann begannen alle vier, sich langsam am Ende der Stricke zu drehen.

Die Menge stöhnte tief auf wie ein einziger Leib.

Zingara stellte sich auf die Zehenspitzen und sah über die Schultern von Andreas und Simon, die vor ihr standen, Jörgs am Strick schwingenden Körper.

Ihre Hand fuhr wie von selbst zu ihrem Mund. Der Atem blieb ihr in der Kehle stecken.

Sie wandte sich ab und versuchte, sich aus der Menge zu drängen. Doch niemand machte ihr Platz. Ellbogen, Schultern, Schweißgeruch und das Weinen der Menschen drangen von allen Seiten auf sie ein.

Mit Mühe gelangte Zingara aus der Menge und flüchtete sich in den Schatten des Spitaltors. Als sie sich gegen die heiße Steinmauer lehnte, zitterten ihre Knie. Ihr war, als müsse sie sich übergeben.

Sie schloss die Augen.

Doch Jörgs am Strick schwingender Körper verschwand nicht.

„Hätte ich doch auf meine Mutter gehört“, murmelte sie.

Bei dem Gedanken, dass die Hinrichtungen bis Dienstag dauern würden, wurde ihr erneut übel. Sie schwor sich, sich dem Marktplatz nicht wieder zu nähern, bevor alles vorüber war.

Als sie zur Burg zurückkehrte, fand sie Christina in einer Ecke des Hofes im Gespräch mit einigen alten Frauen. Christina rief sie sofort zu sich. Zingara senkte den Kopf und ging auf sie zu, als hätte sie jeden Tadel verdient.

Doch Christina war an diesem Tag guter Dinge.

„Bring diese Eimer in die Waschküche“, sagte sie nur.

Zingara nahm die Eimer. Als die eisernen Henkel gegeneinanderschlugen, bemerkte sie, dass ihre Hände noch immer zitterten. Christinas

Stimme schien aus weiter Ferne zu ihr zu dringen.

Ohne ein Wort ging sie davon.

In jener Nacht fand Zingara keinen Schlaf. Wohin sie sich auch drehte, sah sie die zuckenden Beine des Müllers Jörg am Strick. In ihren Alpträumen fiel Jörgs lebloser Körper in ihren Schoß.

Mehrmals fuhr sie erschrocken aus dem Schlaf.

Immer wieder betete sie zu Gott, der Morgen möge endlich anbrechen.

5. KAPITEL

Die Morgendämmerung senkte sich wie ein grauer Dunst über den Burghof.

Die Feuchtigkeit, die sich während der Nacht in den Steinmauern festgesetzt hatte, stieg im ersten Licht des Morgens langsam empor. Die Steine des Hofes waren noch kalt. Die eisernen Henkel der Eimer schmerzten in Zingaras Handflächen. Doch noch immer sah sie den Strick vor sich, der sich am Vortag auf dem Marktplatz um Jörgs Hals gespannt hatte.

Als sie die Tür der Waschküche öffnete, schlugen ihr Dampf und der Geruch von Seife entgegen. Das Feuer unter den Kesseln knisterte, und über den nassen Steinboden rann das Wasser in dünnen Strömen.

Die Frauen schwiegen. Jede war über ihren eigenen Waschtrog gebeugt, schrubbte die Wäsche, wrang sie aus und drückte sie wieder ins Wasser. Niemand sprach von den Hinrichtungen.

An diesem Morgen war das Wort aus den Mündern gewichen und in die Hände übergegangen, die an den Waschrögen arbeiteten.

Durch die offene Tür sah Zingara Christina auf der anderen Seite des Hofes stehen. Die Lippen der alten Frau bewegten sich, doch ihre Stimme war nicht zu hören. Zingara konnte nicht erkennen, ob es ein Gebet war oder eine Gewohnheit aus langen Jahren.

Sie wandte den Kopf ab.

Sie ließ das weiße Laken in das Wasser sinken. Langsam entfaltete sich der Stoff im Trog. Mit beiden Händen drückte sie ihn hinunter. Das Wasser wölbte sich, kleine Luftblasen stiegen an die Oberfläche und zerplatzten sofort.

Für einen Augenblick hielten ihre Finger inne.

Das Weiß des Lakens führte ihr den Sack vor Augen, den man am Vortag dem Müller Jörg über den Kopf gezogen hatte.

Zingara hielt den Atem an. Sie wollte die Hände aus dem Wasser ziehen, doch sie konnte es nicht. Ihre Finger schlossen sich noch fester um den Stoff.

Sie sah die Frau neben sich nicht an.

Sie hob das Laken an und versuchte, es auszuwringen. Der Stoff zerknitterte zwischen ihren Handflächen. Ihre Hände zitterten; sie konnte das Wasser nicht richtig herauswringen. Tropfen liefen aus dem Stoff und fielen auf den Steinboden.

In der Stille dieses Morgens war jeder einzelne Tropfen zu hören.

Ein kühler Wind drang vom Hof herein. Der Dampf über den Kesseln zerstreute sich. In der Ferne weinte ein Kind; ein kurzer, dünner, verängstigter Laut.

Dann verstummte es.

Die Frauen arbeiteten weiter. Keine von ihnen hob den Kopf.

Zingara sprach den ganzen Vormittag kein einziges Wort.

Sie ließ das Laken wieder in den Trog sinken.

Ihre Finger zitterten noch immer.

6. KAPITEL

Wittenberg, 13 Juni 1525

In Coburg waren die Stricke der Galgen gerade erst verstummt. In Wittenberg hingegen sollte ein anderer Knoten geknüpft werden.

Zwischen den Steinmauern des Schwarzen Klosters hatte der Morgen begonnen. Martin Luther saß am Tisch und blickte auf die Papiere vor sich, konnte jedoch keine einzige Zeile lesen. Mehrmals nahm er die Gänsefeder neben dem Tintenfass in die Hand, drehte sie zwischen den Fingern und legte sie wieder hin.

Er hatte dem Papst die Stirn geboten, sich gegen kaiserliche Erlasse gestellt und den Zorn der Fürsten auf sich gezogen. Doch nichts davon war es, was ihn an diesem Morgen aus der Ruhe brachte. Es war die Unruhe darüber, vor einer Frau ein Eheversprechen abzulegen.

Als er versuchte, die Schriftstücke vor sich zu ordnen, konnte er gerade noch verhindern, dass das Tintenfass umkippte. Mit einem kurzen Lächeln betrachtete er seinen eigenen Zustand. Dann schob er den Stuhl zurück und verließ das Zimmer.

Mit schweren Schritten ging er durch die Gänge des Schwarzen

Klosters. Die Mauern trugen noch immer den Geruch von Weihrauch, alten Gebeten und jahrelang unterdrückten Atemzügen. Er ging hinunter in den Garten. Er ging zwischen den Lilien hindurch. Ohne die Rosen von den Zweigen zu brechen, beugte er sich zu ihnen hinab und roch an ihnen. Die Vögel sangen, als wüssten sie nichts von der Welt hinter den Steinmauern.

Er verließ den Garten und ging zum Ufer der Elbe. Die Kühle des Flusses berührte sein Gesicht.

Katharina war in den vergangenen Monaten oft ins Schwarze Kloster gekommen und hatte Ordnung in jene Angelegenheiten gebracht, die niemand anrühren wollte. Die Betten der Studenten, die Haushaltsrechnung der Küche, die undichten Dächer, die ausstehenden Forderungen der Handwerker ... Das unordentliche Haus, das jahrelang vernachlässigt worden war, verwandelte sich unter ihren Händen wieder in einen bewohnbaren Ort.

Luther schloss die Augen.

Er erinnerte sich an den Tag, an dem Katharina mit einem Bündel Rechnungen im Arm sein Zimmer im Turm betreten hatte.

„Willkommen, Kathe“, hatte er gesagt. „Oder sollte ich dich den Morgenstern Wittenbergs nennen?“

Katharina hatte die Papiere auf den Tisch gelegt.

„Ihr macht mir Komplimente, Herr Doktor.“

„Alle loben deinen Fleiß.“

„Dann seht Euch auch diese Rechnungen an.“

Luther hatte die Papiere flüchtig angesehen, so getan, als lese er eine Zeile, und sie dann mit verzogenem Gesicht wieder auf den Tisch gelegt.

„Eher würde ich einen päpstlichen Erlass lesen als diese Rechnungen.“

„Unser Haus bleibt niemals leer“, hatte Katharina gesagt. „Das Mehl wird knapp, die Dächer sind undicht, Meister Arnold wartet auf sein Geld.“

„Ich kann Gästen gegenüber nicht geizig sein, Kathe.“

„Dann zeigt auch dem Haus dieselbe Großzügigkeit, die Ihr den Gästen erweist.“

Luther hatte sich am Kopf gekratzt.

„Ich werde mit Meister Arnold sprechen.“

„Es geht nicht nur um Meister Arnold. Die Euch zustehende Zuwendung muss rechtzeitig eingefordert werden. Und alles, was für das Haus ausgegeben wird, muss aufgezeichnet werden.“

„Die Sache des Evangeliums wird nicht mit Rechnungen geführt.“

Katharina hatte erwidert, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken:

„Die Sache des Evangeliums lässt sich auch nicht mit den leeren Mägen hungriger Studenten führen.“

Luther hatte die Gänsefeder auf den Tisch gelegt.

„Genug, Kathe. Rechnungen bringen mir nur Kummer.“

Katharina hatte die Hände in die Hüften gestemmt.

„Wessen Aufgabe ist das alles dann?“

Luther hatte geschwiegen. Er hatte auf die Rechnungen vor sich und danach in Katharinas Gesicht geblickt.

„Deine“, hatte er schließlich gesagt. „Ich glaube, in diesem Haus ist alles deine Aufgabe.“

Das Gewicht seiner Worte hatte er erst erkannt, nachdem sie seinen Mund verlassen hatten. Seine Stimme war weicher geworden.

„Kathe, wie lange willst du noch so leben? Wir müssen einen passenden Ehemann für dich finden.“

Katharina hatte einen Augenblick geschwiegen und ihn dann angesehen, ohne den Blick abzuwenden.

„Ich werde keinen anderen heiraten.“

Luther hatte die Augenbrauen gehoben.

Katharina hatte weitergesprochen:

„Wenn Ihr es wollt, heirate ich Euch.“

Diesmal war es Luther gewesen, der schwieg. Er hatte auf die Rechnungen vor sich und dann in Katharinas Gesicht gesehen.

Langsam war er aufgestanden und hatte Katharinas von der Arbeit rau gewordene Hände zwischen seine genommen.

„Dann heirate mich, Kathe.“

Am Ufer der Elbe war er so tief in diese Erinnerung versunken, dass er die Zeit verpasst hätte, wäre nicht ein Diener gekommen, um ihn zu benachrichtigen. Aus der Ferne waren Glocken zu hören. Luther richtete die Vorderseite seines Gewandes und kehrte mit schweren Schritten zum Kloster zurück.

Am Abend war in einem der kleinen Zimmer des Schwarzen Klosters ein weißes Leinentuch über den Tisch gebreitet worden. In den Leuchtern zu beiden Seiten brannten Kerzen. Man hatte besonders darauf geachtet, dass die Trauung nicht prunkvoll ausfiel.

Es gab keine Menschenmenge.

Es gab kein Fest.

Nur einige Zeugen, einige Kerzen und einige kurze Worte, die gesprochen werden sollten.

Luther und Katharina standen nebeneinander vor Johannes Bugen-

hagen. Katharina hatte den Kopf leicht gesenkt. Für einen Augenblick glitt ihr Blick zu Luther. Luther spürte diesen Blick, wandte den Kopf und lächelte kaum merklich.

Außer dem leisen Knistern der Kerzen war kein Laut zu hören.

Bugenhagen las einige Abschnitte aus der Heiligen Schrift. Danach nahm er vor den Zeugen Luther und Katharina das Eheversprechen ab und erklärte sie zu Mann und Frau.

Für einen Augenblick bewegten sich im Zimmer nur die Flammen der Kerzen.

Justus Jonas hatte während der gesamten Zeremonie den Blick gesenkt gehalten. Als Luther sich ihm zuwandte, sah er, dass Jonas' Augen feucht geworden waren. Jonas sagte nichts.

Lucas Cranach und seine Frau Barbara bezeugten die Eheschließung schweigend. In Johann Apels Gesicht war der Ernst der Zeremonie zu lesen.

Die Ehe eines ehemaligen Mönchs mit einer aus dem Kloster geflohenen ehemaligen Nonne war eine stille, aber deutliche Antwort auf die dem Klerus auferlegte Ehelosigkeit.

Als die Zeremonie beendet war, bewegte sich zunächst niemand von seinem Platz.

Die Steinmauern des Schwarzen Klosters schwiegen, als hätten sie die soeben gesprochenen Worte in sich aufgenommen.

Als sie hinausgingen, hatte sich die Kühle des Abends über den Hof gesenkt. Der Wind von der Elbe strich zwischen den Steinmauern hindurch und zerstreute den Geruch der Kerzen und des alten Weihrauchs.

In jener Nacht saßen Luther und Katharina an der schlichten Tafel nebeneinander. Das Essen war einfach. Die Tafel war nicht voll besetzt.

Luther betrachtete eine Weile schweigend das Essen, das Katharina zubereitet hatte.

„Kathe“, sagte er schließlich, „jahrelang habe ich in Worten nach dem Weg gesucht, Gott näherzukommen.“

Katharina lächelte leicht.

„Und nun sucht Ihr ihn am Esstisch, Herr Doktor?“

Luther sah sie mit einem müden, aber aufrichtigen Lächeln an.

„Vielleicht wird der Mensch bisweilen durch eine Scheibe Brot erzogen.“

Katharina senkte den Blick auf ihren Teller. Ihr Lächeln erlosch nicht.

„Dann esst zuerst. Danach könnt Ihr wieder nach Gott suchen.“

Luther lachte. Es war ein kurzes, leises und müdes Lachen. Doch es

genügte, um das steinerne Schweigen des Zimmers zu brechen.

Während das Kerzenlicht an den Wänden flackerte, aßen sie schweigend. In den Fenstern des Schwarzen Klosters brannten die ganze Nacht hindurch einige blasse Lichter.

Am nächsten Morgen begann Wittenberg über diese Ehe zu sprechen. Manche schüttelten den Kopf, manche flüsterten, manche schlossen ihre Tür und lachten drinnen.

„Kann ein Mönch eine Frau haben?“

„Natürlich kann er. Gott hat die Ehe schließlich nicht verboten.“

„Und diese Frau? War sie nicht eine Nonne, die aus dem Kloster geflohen war?“

„Vielleicht war das Kloster gar nicht der Ort, vor dem sie eigentlich floh, sondern das Leben, das man ihr zugedacht hatte.“

Diese Worte wanderten über den Marktplatz, an den Bierfässern und in den engen Hauseingängen umher. Wittenberg sprach ebenso viel über Luthers Tafel wie über seine Bücher.

Luther hingegen saß im Garten und atmete den Duft des frischen Brotes ein, der aus dem Küchenfenster kam. Sein Blick war gedankenverloren, seine Hände lagen gefaltet auf den Knien.

Katharina ging im Haus umher. Küche, Hof und Gästezimmer kamen durch ihre Schritte wieder in Ordnung. Türen öffneten sich, Gefäße wechselten ihren Platz, und die Arbeiten des Morgens fügten sich lautlos ineinander.

Luther beobachtete sie eine Weile.

An diesem Morgen hatte sich im Schwarzen Kloster der Duft frischen Brotes mit dem Geruch alter Gebete vermischt.

7. KAPITEL

Das Feuer versuchte sich hartnäckig zwischen den nassen Holzschritten zu halten. Der Rauch stieg langsam auf, senkte sich dann wieder und legte sich über die Gesichter der Männer. Die Blicke wichen aus, die Worte blieben in den Kehlen stecken. Niemand sah dem anderen lange in die Augen.

Drei Tage lang waren in Coburg dreiundsechzig Bauern am Galgen gestorben.

Dreiundsechzig war nun nicht mehr nur eine Zahl. Jeder von ihnen war ein Name, ein Atemzug, eine zurückgebliebene Totenklage.

Anton streckte die Hände zum Feuer aus. Seine Finger wurden nicht warm, sondern nur noch röter.

„Den ganzen Tag glaubte ich, das Knarren der Stricke zu hören“, flüsterte er. „Als wäre der Platz noch immer nicht verstummt.“

Simon senkte den Kopf.

„Als einer auf den Schemel geführt wurde, sagte er: ‚Ich habe mich erhoben, damit ich nicht verhungere.‘ Diese Worte gehen mir nicht aus dem Sinn.“

Andreas' Lippen bewegten sich, doch kein Laut kam über sie. Für einen Augenblick glaubte er, in den Flammen Gesichter und Hände zu sehen.

„Sie alle waren unsere Brüder“, sagte er schließlich.

Seine Stimme war leise, aber bestimmt.

Er trank aus dem ledernen Wasserschlauch. Das Wasser roch nach Leder. Andreas verzog das Gesicht.

Anton trat zu ihm und nahm ihm den Wasserschlauch aus der Hand. Zuerst trank er selbst, dann reichte er ihn Simon.

Anschließend zog Anton sein kleines Messer aus der Tasche. Er legte ein Stück trockene Baumrinde auf sein Knie und begann, mit der Spitze ein Kreuz hineinzuritzen. Die erste Linie führte gerade nach unten. Bei der zweiten wurde seine Hand steif. Als er das Messer zu fest aufdrückte, brach die Rinde.

Das Kreuz riss in der Mitte auseinander.

Niemand sagte etwas.

Anton blickte auf die gesprungene Rinde.

„Auch mein Bruder ist in jener Schlacht gestorben.“

Dann schwieg er. Mit der Messerspitze begann er erneut, dieselbe Stelle zu bearbeiten. Als schnitzte er nicht in Holz, sondern in etwas anderes, das er nicht aus sich herausbekam.

Simon streckte die Hände zum Feuer aus.

„Früher erwachte etwas in mir, wenn ich seinen Worten zuhörte“, sagte er. „Ein Prediger, den ich in Eisleben hörte, sagte: ‚Luther hat die Kirche niedergerissen, die das Blut der Armen aussaugte.‘ An jenem Tag habe ich ihm geglaubt.“

Anton lachte bitter. Sein Lachen erlosch sofort.

„Als er gegen den Papst sprach, war seine Stimme wie ein Hammer. Jetzt sehen wir, auf wessen Kopf dieser Hammer niederging.“

Luthers Name blieb über dem Feuer hängen.

Andreas hob den Kopf. Das Licht des Feuers flackerte in seinen Augen.

„Der Gott, von dem er sprach, blieb immer dort oben, Simon“, sagte

er. „Der Gott, den wir suchten, war in der Erde, im Hunger und in den Wunden.“

Niemand antwortete.

Der Rauch sank herab und verhüllte ihre Gesichter. Eine Weile war nur das Röcheln des nassen Holzes zu hören.

Anton warf die Rinde ins Feuer. Das zerbrochene Kreuz, das er hineingeritzt hatte, glühte zunächst rot auf und wurde dann schwarz.

„Wir wollen Gerechtigkeit“, sagte er.

Simon nickte.

„Ich will noch immer an etwas glauben. Aber ich weiß nicht mehr, welcher Stimme ich glauben soll.“

Andreas blickte auf die Rinde, die im Feuer zusammensank.

„Während die Bäuche der Fürsten voll sind, lesen sie uns aus der Bibel von der Geduld vor. Im Magen eines Hungrigen wohnt keine Geduld.“

Anton klappte sein Messer zu. Seine Finger bewegten sich noch immer auf seinem Knie, als würden sie weiter in die Rinde ritzen.

Simon hob den Kopf.

„War Luther ein schlechter Mensch?“

Andreas antwortete lange nicht. Das letzte Rot des Feuers spielte auf seinem Gesicht.

„Ich weiß es nicht“, sagte er schließlich. „Vielleicht hatte er Angst. Vielleicht hörte er das Schwert der Fürsten deutlicher als Gott.“

Anton hob den Kopf.

„Ja.“

Es war nur ein einziges Wort. Doch es klang zugleich wie Zustimmung und Urteil.

Simon beugte sich zu seinen Knien hinunter. Seine Stimme vermischte sich beinahe mit dem Knistern des Feuers.

„Vielleicht kommt eines Tages jemand, der uns Gott nicht durch den Mund der Herren, sondern in unserer eigenen Sprache erklärt.“

Andreas blickte in die Ferne. Zwischen den Kiefern war nichts zu erkennen.

„Bis dieser Tag kommt, werden wir nicht vergessen“, sagte er.

Simon öffnete das Stoffbündel. Er zeigte die Brombeeren darin, doch niemand hatte Lust zu essen. Nachdem er selbst einige in den Mund gesteckt hatte, band er das Bündel wieder mit der Schnur zu.

Er lehnte sich in das feuchte Gras zurück und blickte zum Himmel.

Der Wind ließ die Kiefernzweige rauschen. Eine der Kohlen barst

und wurde schwarz.

Nach einer Weile richtete Simon sich auf.

„Ich übernehme die erste Wache.“

8. KAPITEL

Coburg hatte begonnen, das einzusammeln, was vom Tod zurückgeblieben war. Die Stricke der Galgen waren abgenommen, die Bretter auf dem Marktplatz entfernt worden, und der schwere Geruch der Menschenmenge, der sich in den Steinen festgesetzt hatte, verflüchtigte sich unter der Sonne langsam.

Auf dem Pfad, der um die Veste herumführte und sich bis in den Wald erstreckte, gingen zwei junge Frauen mit langsamen Schritten.

Veronica trug einen schlichten, dunklen Überrock. Am Rand ihrer Haube befand sich kein einziger Schmuck. Zingara hingegen hielt mit beiden Händen das Sonnentuch über ihren Kopf und schützte ihr Gesicht vor der Sonne.

Der Staub des Weges stieg unter ihren Schritten auf und sank dann wieder zu ihren Füßen nieder.

Auf Veronicas Stirn hatte sich Schweiß gesammelt. Als sie die Laube erreichten, an deren Pfosten sich die Weinranken wie Schlangen emporwanden, blieb sie stehen und setzte sich auf die Holzbank im Schatten. Zingara schloss das Sonnentuch und suchte mit ihr Zuflucht in der Kühle.

Veronica führte die Hand zu der Brosche auf ihrer Brust. Ihre Finger verweilten einen Augenblick länger auf dem Relief, das das Wappen ihres Vaters trug.

„Ich habe diese Gegend vermisst“, sagte sie. „Es war gut, dass ich die Bitte meines Onkels, Kurfürst Johann, nicht ausgeschlagen habe und hiergeblieben bin.“

Sie neigte leicht den Kopf.

„Nachdem ich gesehen hatte, welche Qualen mein Vater in seinen letzten Tagen ertragen musste, kommt es mir vor, als würde ich über seine Erlösung trauern, wenn ich seinen Tod beklage. Bauernaufstände, Briefe, Boten, Gebete ... Alles vermischte sich miteinander. Als die Nachricht von seinem Tod kam, konnte ich nicht einmal wie ein Mensch weinen.“

Zingara sah in Veronicas Gesicht. Den Griff des geschlossenen Son-

nentuchs hielt sie auf ihren Knien und drückte die Finger schweigend gegen das Holz.

Veronicas Stimme wurde langsam härter.

„Mein Vater hätte nicht so still von uns gehen dürfen. Er war ein Mann, der selbst die Kaiserkrone zurückgewiesen hatte. Mehr als jeder andere hätte er ein prunkvolles Begräbnis verdient.“

Sie strich mit dem Finger über das Relief der Brosche.

„Auch den Bauern gegenüber war er barmherziger als alle anderen. Wenige Wochen vor seinem Tod hatte er meinem Onkel Johann geschrieben: ‚Vielleicht haben wir diesen armen Menschen selbst einen Grund gegeben, sich zu erheben.‘“

Ihre Lippen zitterten, doch sie weinte nicht.

In den Weinranken über der Laube bewegten sich Spatzen. Einige trockene Blätter wirbelten zu Boden.

Veronica richtete den Blick auf die Buchen. Eine Weile betrachtete sie sie, dann sprach sie mit sanfterer Stimme:

„Wie sich alles verändert! Während ich zwischen Jessen und Wittenberg hin und her getrieben wurde, hatte ich sogar vergessen, dass ich hier eine Vergangenheit hatte.“

Sie nahm die Hand von der Brosche und musterte Zingara von Kopf bis Fuß.

„Auch du hast dich sehr verändert. Wie oft haben wir hier gespielt. Wir veranstalteten Wettrennen im Baumklettern. Das habe ich nie vergessen.“

Zingara lächelte und begnügte sich damit, den Kopf zu schütteln. Ihr Blick war schwer geworden, ihr Lächeln verblasst.

Veronica bemerkte es.

„Warum sprichst du nicht? Wo ist die geschwätzigste Zingara geblieben?“

Zingara senkte die großen braunen Augen, mit denen sie Veronicas Gesicht angesehen hatte, und antwortete:

„Ich bin noch immer dieselbe Zingara, meine Herrin. Wie könnte ich die alten Tage vergessen? Selbst das Schreiben habt Ihr mir beigebracht. Dass Ihr mich nach Eurer Rückkehr auf die Burg wieder in Euren Dienst gerufen habt, hat mich ebenfalls sehr glücklich gemacht. Dafür werde ich Euch immer dankbar sein.“

Veronica hob das Kinn und lockerte die Kette, die ihren schweißsnassen Hals einengte.

„Du warst die einzige Vertraute, der ich vertrauen konnte. Aber wenn du dich so förmlich und fern verhältst, zögere ich, dir wieder wie

früher zu vertrauen.“

„Verzeiht mir, meine Herrin“, sagte Zingara. „Da wir uns seit Jahren nicht gesehen hatten, fürchtete ich, Ihr würdet Euch nicht an die alten Tage erinnern wollen. Ich wartete darauf, dass Ihr den ersten Schritt macht.“

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich danach sehne, zu unseren alten Tagen zurückzukehren. Ich habe solche Qualen durchlebt, dass die Leiden der Bauern neben meinen nichts bedeuten!“

Zingaras Finger schlossen sich etwas fester um den Griff des Sonnentuchs.

„Warum?“, fragte sie.

„Auch wenn man adlig ist, kann man dem Schmerz nicht entkommen. Man ist schließlich ein Mensch.“

„Es wirkt, als hättet Ihr das Leben aufgegeben.“

„Nein. Ich spreche nicht vom Leben, sondern vom Glauben und vom Lieben.“

„Euer Herz wurde gebrochen.“

„In tausend Stücke.“

Zingara nahm den Griff des Sonnentuchs von ihren Knien und legte ihn neben sich.

„Würdet Ihr mir die Gnade erweisen, davon zu erzählen?“

„Wem außer dir könnte ich es denn erzählen!“, sagte Veronica.

Sie blickte auf das Treiben der Stadt hinab, die unter ihnen aus der Vogelperspektive zu sehen war.

„In Wittenberg lernte ich Kurprinz Johann Friedrich kennen. Doch eines Tages trat er vor mich und sagte, dass er dem Befehl seines Vaters gehorchen und die dynastische Ehe mit Elisabeth von Hessen fortführen müsse. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr mich das zerstört hat.“

Sie riss ein Blatt von einer nahen Weinranke ab. Mit dem Fingernagel begann sie, die Blattadern voneinander zu trennen.

„Nun ist er bei seiner Prinzessin. Und ich bin hier, auf der Burg meines Vaters, und versuche, die Teile zusammenzufügen, die mir geblieben sind.“

Zingara schwieg eine Weile.

„Er war Eurer und der Treue, die Ihr ihm erwiesen habt, nicht würdig“, sagte sie schließlich.

Veronica wandte mit einem schmerzlichen Lächeln den Kopf.

„Ja, das stimmt. Wie jede Wunde braucht auch eine Wunde des Herzens Zeit, um zu heilen.“

Eine Weile schwiegen beide. Das Schweigen vermischte sich mit

dem Rascheln der Blätter und breitete sich im Schatten der Laube aus.

Dann fragte Veronica:

„Und du? Gab es nie jemanden, den du geliebt hast?“

Zingaras Blick senkte sich auf ihre Hände, die auf ihren Knien lagen.

„Eigentlich gab es jemanden und doch auch wieder nicht.“

„Wie meinst du das?“

„Es gab einige, die Interesse an mir hatten. Aber ich habe mich immer gehütet.“

Sie erinnerte sich daran, wie Markus ihr hinter dem Stall den Weg versperrt hatte, wie Helmut in einem abgelegenen Gang der Burg auf sie zugekommen war und wie Carl ihr vor zwei Jahren im Wald so nahe gerückt war, dass sie seinen Atem im Nacken gespürt hatte. Erneut spürte sie, wie sie sich abgemüht hatte, den verschwitzten, herrischen Händen der Männer zu entkommen.

„Ich hatte Angst“, sagte sie.

„Vor dem Lieben?“

„Nicht genau davor. Ich dachte, wenn ich unter das Joch eines Mannes geriete, würde ich meine Freiheit verlieren.“

Veronica lächelte traurig.

Ein Stück weiter führte ein Stallknecht eine Stute der Burg am Halfter entlang. Veronica wandte den Blick zu ihr.

„Mein Herz ist gebrochen, und dennoch sage ich, dass es schön ist zu lieben. Könnte ich es, würde ich mein Herz auf den Rücken dieser Stute setzen und es im Galopp davonjagen lassen.“

„Hätte ich das nur früher gehört, meine Herrin.“

„Warum?“

„Carl lief mir beinahe ein Jahr lang nach, weil er mich heiraten wollte. Schließlich gab er die Hoffnung auf und heiratete im vergangenen Jahr.“

„Dann reichte seine Geduld wohl nur so weit.“

Sie blieben noch eine Weile sitzen. Die Hitze drang bis in den Schatten der Laube. Veronica wischte sich mit ihrem Tuch den Schweiß von der Stirn.

„Kehren wir zurück“, sagte sie. „Mein ganzer Körper ist von der Hitze schwer geworden. Es wird guttun, mich mit lauwarmem Wasser zu waschen.“

Veronica stand auf. Zingara öffnete das Sonnentuch erneut.

Sie gingen auf dem Pfad zur Burg zurück.

Der Schatten des Sonnentuchs fiel auf Veronicas Gesicht, während Zingaras Hände, die den Griff hielten, in der Sonne blieben.

9. KAPITEL

Sie überquerten die Steinbrücke. Ihre Schritte hallten zwischen den Mauern wider und verloren sich dann in der Weite des Hofes.

Zu beiden Seiten des inneren Burgtors hielten Wächter mit Speeren Wache. Als sie Veronica sahen, neigten sie die Köpfe und traten zur Seite.

Veronica und Zingara betraten den feuchten, kühlen Durchgang, der in den kurfürstlichen Hof führte.

Als sie unter dem hochgezogenen, spitz zulaufenden eisernen Fallgitter hindurchging, wurde Zingaras Atem eng. Ohne zu den über ihrem Kopf hängenden Eisenspitzen aufzublicken, beschleunigte sie ihre Schritte. Sie ging zwischen den Wachen mit ihren Speeren hindurch und trat in den kleinen Hof mit dem Brunnen.

Rosen, Efeu und duftende Kräuter, die am Fuß der Mauern wuchsen, legten ihren schweren Duft auf die von der Sonne erwärmten Steine. Soldaten gingen umher, während Diener lautlos an den Mauern entlanghuschten.

Hier wurde jeder Schritt mit Bedacht gesetzt.

Die steinerne Bogentür der kleinen Kapelle neben der kurfürstlichen Residenz öffnete sich. Hinter der alten Nonne, die herauskam, breitete sich der Geruch von Bienenwachs und Weihrauch über den Hof aus.

Als sie das Gebäude erreichten, an dem das Banner mit dem sächsischen Wappen hing, begegneten sie an der Tür dem langbärtigen Lucas Cranach in schwarzem Gewand.

Veronicas Gesicht hellte sich auf.

„Es ist lange her, Meister Cranach!“

Der Maler mit der hohen Stirn verneigte sich vor Veronica.

„Ihr seht sehr wohl aus. Und Ihr seid noch schöner geworden.“

„Ihr schmeichelt mir“, sagte Veronica lachend.

„Wie geht es Eurer Mutter Anna?“

„Um ehrlich zu sein, habe auch ich sie seit Langem nicht gesehen.“

„Wenn Ihr sie seht, richtet ihr meine Grüße aus.“

„Sehr gern.“

Veronicas Blick glitt zu der mit einem schwarzen Tuch bedeckten Holztafel, die zwei Diener neben Cranach trugen.

„Ein neues Werk?“

„Das Porträt des Ritters Fritz. Endlich ist es vollendet. Nur der Rahmen ist noch nicht fertig.“

„Darf ich es sehen?“

Cranach hob das schwarze Tuch an.

Der Stahl der Rüstung brach das Licht. Die blauen Augen des langhaarigen, blonden Fritz blickten aus dem Gemälde, als wären sie lebendig. Mit seinem harten Kinn, dem schmalen Mund und der Rüstung, die seine Schultern breiter erscheinen ließ, beherrschte er den Bildrahmen.

Zingara sah einen kurzen Augenblick auf das Porträt und wandte dann den Kopf ab. Ihre Finger schlossen sich um den Saum ihres Kleides und öffneten sich wieder.

Ohne den Blick vom Porträt zu nehmen, fragte Veronica:

„Wann werdet Ihr mein Porträt malen?“

Cranach lächelte.

„Seid versichert, dass ich es kaum erwarten kann, Eure seltene Schönheit unsterblich zu machen. Versprochen, nach Kurfürst Johann werde ich mit Euch arbeiten.“

„Damit habt Ihr mir eine große Freude gemacht.“

„Die Freude wird ganz meinerseits sein.“

„Dann will ich den Maler, dem mein Vater ein Wappen verliehen hat, nicht länger aufhalten.“

Cranach neigte leicht den Kopf.

„Es war eine große Ehre, die Euer seliger Vater mir erwiesen hat.“

Er bat um Erlaubnis, sich zurückzuziehen, und entfernte sich mit den Dienern.

Vor der schweren Holztür der kurfürstlichen Residenz hielten zwei Wächter Wache. Als sie Veronica sahen, neigten sie die Köpfe und traten zur Seite.

Veronica und Zingara gingen durch die Tür. Mit einem dumpfen Laut fiel sie hinter ihnen ins Schloss. Ohne sich in der kleinen Eingangshalle aufzuhalten, wandten sie sich der Wendeltreppe auf der linken Seite zu.

Am Ende des breiten Korridors im zweiten Stock blieben sie stehen. Zingara trat vor und öffnete die zweiflügelige Tür.

Über das hohe Himmelbett waren rosafarbene Seidendecken gebreitet. Die mit Spitze verzierten Kissen fingen das Licht auf, das durch das große Fenster fiel, und die Farben des kleinen Teppichs auf dem Boden leuchteten still im Halbdunkel.

Veronica nahm ihre Haube ab und reichte sie Zingara. Dann legte sie sich auf das Bett.

„Ich bin sehr müde“, sagte sie. „Bis das lauwarme Wasser bereit ist, möchte ich ein wenig schlafen. Wenn ich etwas brauche, lasse ich dich rufen.“

Zingara legte die Haube und das Sonnentuch auf die kleine Truhe, die auf blauem Grund mit weißen Blumen verziert war.

„Wie Ihr befiehlt, meine Herrin.“

Sie wandte sich Veronica zu, kniete nieder und grüßte mit gesenktem Kopf. Dann schloss sie leise die Tür und ging hinaus.

Als sie zum Anfang des Korridors zurückging, hörte sie hinter einer Tür, an der sie vorbeikam, das laute, ineinanderfließende Lachen von Frauen und Männern.

Zingara blieb stehen.

Sie hatte dieselben Stimmen bereits gehört, als sie mit Veronica vorbeigegangen war. Nachdem sie sich umgesehen hatte, trat sie näher an die Tür. Als im Inneren eine Kupferschale auf den Steinboden fiel und klirrte, wich sie erschrocken zurück.

Sie blickte hinter sich.

Der Korridor war leer.

Erneut beugte sie sich zur Tür und legte das Auge an das Schlüsselloch.

Sie hatte sich nicht geirrt.

Im Inneren badeten mehrere adlige Frauen und Männer in hölzernen Wannen, die in dem großen, mit Steinplatten ausgelegten Raum nebeneinanderstanden. Ihre nackten Körper waren im Dampf nur undeutlich zu erkennen, und ihr Lachen vermischte sich mit den Geräuschen des Wassers. Sie schöpften Wasser in ihre Hände und spritzten es einander auf die Schultern, in die Haare und ins Gesicht.

Zwei Dienerinnen gingen mit gesenkten Köpfen schweigend zwischen den Adligen umher. Die eine füllte die leeren Kupferschalen am Rand der Wannen, die andere goss das heiße Wasser, das sie trug, in die hölzernen Wannen. Keiner der Adligen wandte sich nach ihnen um.

Es war, als wären das Wasser, die Wärme und das Lachen in diesem Raum allein für sie geschaffen worden. Auch die Anwesenheit der Dienerinnen galt als ebenso selbstverständlich wie die Mauern, die Schalen und die Steinplatten.

Zingara richtete sich auf. Noch einmal sah sie sich um. Als sie erkannte, dass niemand sie ertappt hatte, ging sie die Treppe hinunter.

Der Duft der Rosen und der duftenden Kräuter aus dem Hof drang ihr in die Nase. Sie blieb einen Augenblick stehen und holte tief Luft.

Hinter der Tür in ihrem Rücken waren noch immer Dampf und Lachen.

Vor ihr im Hof lagen dagegen der Geruch von Erde und Rosen und der Duft von Heu, der aus den fernen Ställen herüberkam.

10. KAPITEL

Fritz ließ sich im Rittersaal den letzten Riemen seiner Rüstung lösen. Als der Diener den Brustharnisch nach vorn nahm, holte er tief Luft. Unter seinen Schultern waren gerötete Druckstellen zurückgeblieben, und sein Leinenhemd klebte ihm schweißnass am Rücken.

Das Gewicht der Rüstung war von seinem Körper genommen.

Die Enge in seiner Brust war geblieben.

Der Saal war kühl. An der Stelle, die Cranach soeben verlassen hatte, hing noch immer der Geruch von Farbe, Öl und frischem Harz in der Luft. An den Wänden waren alte Schwerter, Speere, Helme und die Rüstungen aufgereiht, die seine Vorfahren in den Kriegen getragen hatten. Der schwere Holzboden trug die Schritte als dumpfes Klopfen weiter, dann versank der Saal wieder in Schweigen.

Noch immer hörte Fritz das leise Streichen von Cranachs Pinsel und seinen eigenen dumpfen Atem im Helm.

Das lange reglose Posieren hatte ihn ermüdet. Er hob seinen Helm mit beiden Händen auf Augenhöhe. Er war leer. Doch in dieser Dunkelheit glaubte er seinen eigenen Blick auf dem Schlachtfeld zu sehen.

Er erinnerte sich daran, wie diejenigen, die ihm gegenübergetreten waren, diesem Blick ausgewichen waren.

Zuletzt hatte er diese Rüstung einen Monat zuvor in der Schlacht vor Frankenhausen getragen. Sonst hatte er sie nur bei Übungen benutzt. An jenem Tag war das bleigraue Metall mit Blut bedeckt gewesen.

Er erinnerte sich nicht daran, wie viele Aufständische er getötet hatte.

Doch an die Hitze in der Rüstung erinnerte er sich. An den Schweiß, der ihm in den Hals lief, an die Riemen, die gegen seine Schultern schlugen, an seinen Atem, der im Helm immer schwerer wurde, und an seine Finger, die am Schwertgriff klebten ...

Und an die Wärme des Blutes.

Fritz berührte die alte Rüstung an der Wand des Saales. Je länger seine Finger auf dem Metall ruhten, desto tiefer drang die Kälte in seine Haut.

In Frankenhausen war das Metall nicht so kalt gewesen.

Dort war alles heiß gewesen: der Atem der Pferde, der Pulverdampf, der Dunst, der von den zerfetzten Körpern aufstieg, und das Blut, das bis zum Griff des Schwertes hinauf lief.

Der Himmel vor Frankenhausen war an jenem Tag bleigrau. Die Son-

ne war hinter den grauen Wolken wie ein matter Siegelabdruck stehen geblieben. Der Wind trug den Geruch von Staub, Pulver und Rost heran.

Auf die bei Frankenhausen versammelten Bauern rückten die Soldaten Landgraf Philipps von Hessen und Herzog Heinrichs von Braunschweig vor. Thomas Müntzer hatte sich ihnen einige Tage zuvor mit seinen Männern und seiner Regenbogenfahne angeschlossen und die bevorstehende Schlacht wie ein Urteil beschrieben, das Gott fällen werde.

Fritz führte eine kleine Einheit an, die Kurfürst Johann zum Fürstenheer entsandt hatte.

Etwa sechs- bis siebentausend Bauern und Stadtbewohner hatten sich mit Sicheln, Sensen, Hacken und Äxten vor dem Hausberg versammelt. Unter ihnen waren auch Männer mit Speeren, kurzen Schwertern und alten Büchsen. Die aus der Stadt herbeigeschafften Geschütze und Wagen hatten sie um ihre Verteidigungslinie herum aufgestellt.

Als Fritz sie zum ersten Mal sah, wusste er, wie die Schlacht enden würde.

Sie waren zahlreich.

Doch vor einem geordneten Heer bedeutete eine große Menge meist nur ein größeres Ziel.

Im Fürstenheer gab es gepanzerte Reiter, erfahrene Söldner zu Fuß, Geschütze und Büchsenschützen. Dennoch war Fritz nicht sicher, ob der junge Landgraf in seinen Zwanzigern diese Last tragen konnte.

Philipp saß aufrecht auf seinem weißen Pferd, während seine Offiziere einige Schritte hinter ihm warteten. Der Wind, der zwischen den beiden Heeren hindurchstrich, trug weniger den Geruch der Erde als den der Angst.

In den frühen Morgenstunden des 14. Mai näherten sich etwa dreißig Reiter der Stadt, um das Gelände auszukundschaften. Als die Bauern gegen sie vorrückten, zogen sie sich zurück. Danach griffen sie erneut mit ungefähr hundertfünfzig berittenen Büchsenschützen an.

Diesmal schlugen die Bauern sie unter Einsatz ihrer Geschütze zurück.

Der kleine Erfolg machte den Bauern Mut. Sie versammelten sich um die Wagenburg auf dem Hausberg. Die Wagen standen dicht nebeneinander, ihre Räder waren mit Ketten verbunden. Zwischen ihnen waren Holzstücke und Säcke aufgeschichtet worden.

Die Hauptmacht der Fürsten und ihre Geschütze verbrachten die Nacht westlich bei Bendeleben. Die Bauern glaubten, ihnen stünden nur wenige Soldaten gegenüber und sie hätten den Tag gewonnen.

Am nächsten Morgen erschienen die Truppen Herzog Georgs des

Bärtigen.

Die Soldaten der Fürsten rückten von Westen und Osten vor und schlossen den Hausberg sowie die Wege hinunter zur Stadt ein. Die Reiter verteilten sich über das offene Gelände. Die Fußsoldaten besetzten die Durchgänge, durch die die Bauern hätten fliehen können. Die Offiziere musterten die erhöhten Stellen, auf die man die Geschütze bringen konnte, und zeigten sie einander.

Dann wurde eine Abordnung zu den Bauern geschickt.

Man teilte ihnen mit, sie würden begnadigt, wenn sie ihre Waffen niederlegten und Thomas Müntzer sowie die anderen Anführer auslieferten.

Die Bauern baten um Bedenkzeit. Während der Verhandlungen schwiegen die Waffen eine Weile.

Fritz konnte die Männer sehen, die sich oben in Kreisen versammelt hatten und miteinander stritten. Ihre Stimmen drangen als dumpfes Murmeln zu ihm herüber.

Während sie berieten, brachten die Soldaten der Fürsten ihre Geschütze in günstigere Stellungen, und die Reiter versperrten einen Fluchtweg nach dem anderen.

Fritz sah es.

Er wusste nicht, ob auch die Bauern es sahen.

Gegen Mittag erschien um die Sonne ein blasser Ring, der einem Regenbogen glich. Einige der Soldaten hoben den Kopf. Die Farben bildeten einen matten Kreis am Himmel, und dasselbe Licht fiel auf beide Heere.

In den Reihen der Aufständischen entstand Bewegung.

Der Regenbogen war das Zeichen auf Müntzers Fahne.

Einige der Bauern sanken auf die Knie. Andere erhoben die Hände zum Himmel. Dann begannen sie, ein Kirchenlied zu singen. Manche deuteten es als Zeichen dafür, dass Gott auf der Seite der Bauern stand, andere sahen darin lediglich ein seltsames Licht am Himmel.

Fritz schwieg.

Selbst wenn es ein Zeichen war, blieb unklar, an wen es gerichtet war.

Vor dem Fürstenheer erklang ein Horn.

Dann feuerten die Geschütze.

Der Boden bebte. Die erste Kugel schlug vor der Wagenbarrikade ein. Erde, Holzstücke und menschliche Körper wurden in die Luft geschleudert. Mit der zweiten Explosion brach ein Teil der Barrikade zusammen. Pulverdampf breitete sich über das Tal aus.

Der Gesang der Bauern hielt noch einige Atemzüge lang an.

Dann wurde er vom Donner der Geschütze zerrissen und zerstreut.
Fritz beugte sich zur Mähne seines Pferdes hinab.

Die Reiter setzten sich in Bewegung.

Die Hufe der Pferde schlugen gleichzeitig auf den Boden. Die Erde bebte, als zitterte sie unter einem herannahenden Sturm.

Die Bauern wurden zwischen Flucht und Widerstand auseinandergerissen. Manche suchten hinter der Barrikade Schutz. Andere liefen zur Stadt. Einige gingen mit Sensen und Speeren in den Händen gegen die Reiter vor.

In Fritz' Helm wurde sein Atem schwer. Schweiß lief ihm vor die Augen, und seine Rüstung schlug bei jedem Sprung gegen seine Schultern und Rippen.

Doch er hielt nicht an.

Er wusste, dass auch die Männer hinter ihm anhalten würden, wenn er es tat.

Er sah einen jungen Mann, der mit einer gebogenen Sichel in der Hand auf ihn zulief. Er war sehr jung. In seinem Gesicht wuchs noch nicht einmal ein richtiger Bart. Seine nackten Füße schlugen auf den harten Boden, und er lief unbeirrt weiter.

Fritz sah seine Augen.

Er hatte Angst.

Doch er kehrte nicht um.

Als der junge Mann sich auf ihn stürzte, schwang Fritz sein Schwert. Der Stahl drang in seine Brust. Der Junge wurde zurückgeschleudert. Die Sichel in seiner Hand bohrte sich in den Boden und zitterte.

Fritz zog die Zügel an.

Der junge Mann hielt sich mit beiden Händen die Brust. Zwischen seinen Fingern trat Blut hervor und breitete sich auf seinem Leinenhemd aus. Er öffnete den Mund. Zunächst kam kein Laut.

Dann bewegten sich seine Lippen.

„Mein Gott ...“, flüsterte er. „Ich bin keinen einzigen Tag satt geworden.“

Fritz sah ihn an.

Sein Magen verkrampfte sich. Das Schwert wurde in seiner Hand plötzlich schwer. Er versuchte, sein Gesicht zu verhärten.

„Elender“, sagte er.

Seine Stimme war kalt.

Während die nachfolgenden Reiter an ihm vorbeistürmten, ließ Fritz die Zügel wieder frei und jagte erneut vorwärts.

Kurze Zeit später gab es auf dem Schlachtfeld keinen geordneten Widerstand mehr. Abgesehen von den wenigen Aufständischen, denen es gelang, in den Wald zu entkommen, blieben Tausende von Leichen und Hunderte von Gefangenen zurück.

Die Reiter des Fürstenheeres verfolgten weiterhin diejenigen, die zwischen dem Hausberg und der Stadt flohen. Der Boden sog die Wärme des Blutes auf, und der Geruch zertretenen Grases vermischte sich mit dem Pulverrauch.

Der Lichtring am Himmel war längst verblasst.

Fritz nahm den Helm ab. Die Luft schlug ihm ins Gesicht. Er holte tief Luft. Doch was seine Lungen füllte, war keine Erleichterung, sondern der Geruch von verbranntem Pulver, Schweiß und Blut.

Das Innere des Helms war völlig durchnässt. Am inneren Rand befanden sich die Spuren seiner Finger, auf der Außenseite das Blut eines anderen Menschen.

Er erinnerte sich nicht daran, wie viele Menschen er getötet hatte.

Das Einzige, woran er sich erinnerte, waren die Augen jenes Jungen.

Die Augen eines Jungen, der nie wieder etwas essen würde.

Fritz stieg vom Pferd und sank in seiner Rüstung auf die Knie. Er legte den blutbefleckten Helm auf die Erde. Er zog seinen Handschuh aus und betrachtete das Rot, das zwischen seinen Fingern hinabbrann.

Der Satz, der vor der Schlacht in den Reihen des Fürstenheeres immer wiederholt worden war, hallte in seinen Ohren:

„Gott steht nicht auf der Seite dessen, der sich gegen seinen Herrscher erhebt.“

Fritz hob den Kopf.

Eine Weile blickte er in die dunkle Leere des Helms.

Seine Hand ruhte noch immer auf der kalten Rüstung an der Wand.

Der Diener wartete einige Schritte hinter ihm und wagte nicht zu sprechen. Fritz nahm die Finger vom Metall. Die Kälte war wie eine Spur in seiner Handfläche zurückgeblieben.

Er blickte auf den Helm.

„Reinigt das“, sagte er.

Der Diener verneigte sich.

„Welches Stück, mein Herr?“

Fritz' Blick blieb in der dunklen Leere des Helms.

„Alles.“

11. KAPITEL

Zingara ging aus dem kleinen Hof durch das Eisentor in den großen Hof. Vor den Baracken übten die Soldaten, die Schwerter prallten aufeinander, und ihr Klang wurde von den Steinmauern zurückgeworfen. Ein Stallknecht führte die Pferde in den Stall, während zwei Diener eilig an den großen Kesseln vorbeigingen.

Zingara schlüpfte durch die Menge. Sie senkte den Kopf, zog die Schultern ein und sah niemandem ins Gesicht. Bis sie den Durchgang am anderen Ende des großen Hofes erreichte, hielt sie den Atem an.

Neben dem Durchgang sah sie Christina im Gespräch mit einem alten Mann. Sie wandte den Kopf leicht zur Seite. Sie wollte an ihnen vorbeigehen, als kenne sie die beiden nicht.

Christinas heisere Stimme holte sie ein:

„Zingara!“

Sie hatte es gehört. Dennoch blieb sie nicht stehen.

„Zingara!“

Diesmal war die Stimme lauter. Neben dem Zorn lag darin auch die Beschämung darüber, sich vor dem fremden Mann bloßgestellt zu sehen.

Zingara verlangsamte ihre Schritte, als hätte sie den Ruf erst jetzt gehört. Dann drehte sie sich um.

Christinas Gesicht war angespannt.

„Warum antwortest du nicht, wenn ich dich rufe?“

„Ich habe dich nicht gehört, Mutter.“

Christina sah ihrer Tochter ins Gesicht.

„Du hast mich nicht gehört?“

Zingara wich ihrem Blick aus.

„Ich sagte doch, ich habe dich nicht gehört.“

Christina schwieg einen Augenblick. In der Stimme ihrer Tochter lag eine harte Distanz, die sie dort noch nie gehört hatte. Auch der alte Mann neben ihr beobachtete sie, ohne etwas zu sagen.

„Nun gut“, sagte Christina. „Darüber sprechen wir später.“

Sie deutete auf den Mann neben sich.

„Das ist der Schuhmacher Otto Herrmann. Begrüße ihn.“

Zingara verneigte sich leicht.

„Wie Ihr befiehlt, meine Herrin.“

Christinas Gesicht rötete sich.

„Mach dich nicht über mich lustig. Nimm diese Eimer und bring sie in die Waschküche. Danach gehst du auf unser Zimmer und wartest

dort auf mich.“

Zingara sah ihre Mutter einen Augenblick lang an. Dann nahm sie das Joch, an dem die Wassereimer hingen, auf die Schulter.

„Wie Ihr befiehlt, meine Herrin.“

Schon bei ihrem ersten Schritt schwankten die Eimer. Kaltes Wasser spritzte auf ihren Rock. Zingara biss die Zähne zusammen und fluchte so laut, dass ihre Mutter es hören konnte:

„Verdammt.“

Otto beobachtete schweigend, was geschah. In seinem schmalen Gesicht lag weniger Verurteilung als ein müdes Verständnis.

Christina wandte beschämt den Kopf ab.

„Was ist nur mit diesen jungen Leuten los?“

Otto schüttelte langsam den Kopf.

„Wir leben in schlechten Zeiten.“

Christina seufzte.

„Und wenn man dann noch eine so schwierige Tochter hat, wehe einem. Gott schenke uns Geduld.“

Zingara hörte die Worte ihrer Mutter, drehte sich jedoch nicht um.

Mit den wassergefüllten Eimern kehrte sie in den kleinen Hof zurück. Sie öffnete die letzte Tür im Erdgeschoss des Holzbaus, der an das Gebäude angrenzte, in dem der Kurfürst wohnte.

Es war eine geräumige Waschküche. An Seilen, die zwischen den Holzpfeuern gespannt waren, hing nasse Wäsche. Aus dem Inneren drang der kühle Geruch von Aschenlauge, Seife und nassem Leinen. In einer Ecke standen Feuerstellen, deren Ruß sich in den Wänden festgesetzt hatte, und Kupferkessel mit geschwärzten Böden.

Das Wasser, das sich kurz zuvor im mit Steinplatten ausgelegten Baderaum mit Gelächter vermischt hatte, floss hier durch Asche, Seife und von der Arbeit rissig gewordene Hände.

Das Wasser, das im oberen Raum die Körper der Adligen kühlte, wurde von Dienern heraufgetragen. Hier waren es wiederum Diener, die dasselbe Wasser erhitzen, verschmutzten und ausgossen. Auf der einen Seite war es Teil des Vergnügens, auf der anderen Teil einer Arbeit, die kein Ende nahm.

Eine alte Frau war damit beschäftigt, die nasse Wäsche an den Seilen aufzuhängen. Zingara ging an ihr vorbei, ohne sie zu grüßen. Sie leerte die Eimer in den Kessel, legte einige Holzscheite unter die Feuerstelle, wischte die Hände an ihrem Rock ab und ging hinaus.

Diesmal wandte sie sich im kleinen Hof dem behelfsmäßigen Bau ge-

genüber dem Gebäude zu, in dem der Kurfürst wohnte. Sie öffnete die zweite Tür von rechts auf der Seite, die dem großen Saal zugewandt war.

Außer den Kleidern an den von Wand zu Wand gespannten Seilen, einem kleinen unlackierten Tisch und einer breiten Liege befand sich nichts im Zimmer. Mit dem nahenden Abend war es darin dunkler geworden, und die Gegenstände waren zu ineinanderfließenden Schatten geworden. Licht drang nur durch das schmale Fenster herein.

Zingara nahm die kleine Haube ab, die unter ihrem Kinn festgebunden war, und warf sie auf die Liege. Ihr Haar fiel über ihre Schultern. Sie schüttelte leicht den Kopf und ging zum Fenster.

Hinter den Stadtmauern erstreckte sich Coburg als ein Gefüge aus Steinen, Hängen und Dächern, die im Abendlicht schwer geworden waren. Der im Zickzack verlaufende Weg wirkte wie eine schmale Narbe, die die Veste mit den Häusern darunter verband.

Die beiden Türme von St. Moriz standen über der Stadt wie zwei Zeugen, von denen der eine den anderen nicht hatte einholen können.

Genau in diesem Augenblick begannen die Glocken zu läuten.

Während der Klang gegen die Steine schlug und zurückkehrte, spürte Zingara ein leichtes Stechen in ihren Handflächen.

Sie trat vom Fenster zurück. Sie ließ ihren müden Körper auf die Liege sinken, verschränkte die Hände über dem Kopf und blickte zur Decke. Je dunkler das Zimmer wurde, desto mehr verschwammen die Flecken an der Decke miteinander.

Sie schloss die Augen.

Dann öffnete sie sie wieder.

Sie hatte ihre Mutter nicht bemerkt, die mit einer tiefen Tonschüssel in der Hand hereingekommen war. Als Christina die Schüssel auf den Tisch stellte, schrak Zingara auf.

„Wann bist du gekommen?“

„Was siehst du denn außer deinen Träumereien?“

Zingara richtete sich auf und blickte auf die Schüssel.

„Was hast du gebracht?“

„Gerstensuppe.“

Zingara sah zuerst auf die Suppe und dann ihre Mutter an.

„Danke.“

Christina verzog spöttisch die Lippen.

„Was hast du erwartet? Einen Schweinebraten?“

Dann wurde ihr Gesicht ernst.

„In dieser Not solltest du für das dankbar sein, was wir finden. Sonst

wird Gott dich bestrafen.“

Ohne den Kopf zu drehen, flüsterte Zingara:

„Wie könnte er mich denn noch anders bestrafen?“

Der Zorn in Christinas Gesicht erlosch für einen Augenblick. An seine Stelle trat Müdigkeit. Sie deutete auf die Schüssel.

„Hör auf zu murren und iss. Hast du dein Gebet gesprochen?“

Zingara ging zum Tisch. Sie zog den kleinen Holzstuhl heran und setzte sich. Sie sprach ein kurzes Gebet. Dann verzog sie das Gesicht und begann, die Suppe auszulöffeln.

Während Christina ihre ausgebleichene, geflickte Schürze abnahm, wurde das Zimmer noch dunkler. Sie zündete die kleine Öllampe am Fenster an. Die zitternde Flamme erhellte den Raum.

„Morgen gehst du zu Otto in die Rosengasse“, sagte sie. „Du holst deine Schuhe ab.“

Zingara ließ den Löffel in der Schüssel liegen. Sie hob den Kopf nicht.

„Gut. Ich bitte Veronica um Erlaubnis und gehe hin.“

Das flackernde Licht der Lampe ließ die tiefen Linien in Christinas Gesicht deutlicher hervortreten. Die Frau lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und setzte sich an den Rand der Liege.

„Wie geht es Veronica?“, fragte sie.

Ihre Stimme war frei von dem Zorn, der eben noch darin gelegen hatte. Zurückgeblieben war nur die müde Zärtlichkeit einer alten Frau.

Zingara hob den Blick nicht von der Schüssel.

„Wie soll es ihr schon gehen ... Sie verlässt ihr Zimmer kaum. Sie betet unaufhörlich. Aber ich glaube, auch sie ist nicht sicher, ob Gott sie hört.“

Christina nickte.

„Auch den Adligen erscheint ihr Leid schwer, mein Kind. Tu du nur deine Arbeit.“

Zingara antwortete nicht.

Im flackernden Licht der Lampe vermischte sich das Schweigen von Mutter und Tochter. Christina lehnte am Rand der Liege den Kopf gegen die Wand.

Zingara blickte auf die Gerstensuppe in ihrer Schüssel. Sie nahm den Löffel wieder in die Hand, führte ihn jedoch nicht zum Mund, sondern legte ihn langsam an den Rand der Schüssel.

12. KAPITEL

Bis zum Mittag hatte sich der Nebel, der Coburg bedeckt hatte, schließlich aufgelöst.

Nachdem Zingara Veronica um Erlaubnis gebeten hatte, trat sie durch das schwere, eisenbeschlagene Tor der Burg hinaus. Der Wind strich ihr über das Gesicht. Auf dem steilen, gewundenen Weg hinab zur Stadt beschleunigte sie ihre Schritte.

Am Wegrand begegnete sie Peter, der dort saß.

„Ich gehe zum Schuhmacher“, sagte sie.

Peter hob den Kopf nicht.

„Ich habe zu tun.“

Zingara zuckte mit den Schultern und ging weiter.

Seit den Hinrichtungen war noch nicht viel Zeit vergangen. Die Anspannung über der Stadt hatte sich nicht gelegt. Bewaffnete Patrouillen gingen auf dem Weg umher und musterten jeden eingehend, der sich dem Stadttor näherte. Um nicht über den Marktplatz gehen zu müssen, nahm Zingara den Umweg durch die alte Judengasse. Durch die engen steinernen Gassen gelangte sie in die Rosengasse.

Die Straße war schmal und gepflastert. Auf der einen Seite hallten Pferdehufe über die Steine, auf der anderen schrien zwei Handwerker einander an. Zingara ging weiter, ohne den Blick weit zu heben.

Als sie auf dem hölzernen Verkaufstisch vor einem kleinen Laden sorgfältig aufgereichte Lederschuhe mit breiten Spitzen sah, blieb sie stehen.

Hier war sie richtig.

Als die Glocken von St. Moriz zu läuten begannen, trat sie durch die offene Tür ein.

Der dämmrige Laden roch nach Leder, Pech und altem Holz. Auf den Regalen entlang der Wand standen Schuhe mit breiten Spitzen. Links befand sich ein Arbeitstisch, auf dem Lederstücke ausgebreitet lagen, dahinter stapelten sich zusammengerollte Häute. Die gegenüberliegende Tür führte in den hinteren Teil der Werkstatt. Daneben stand ein leerer Schemel.

Zingara ging bis in die Mitte des Ladens.

„He, Meister!“

Keine Antwort.

Sie rief etwas lauter:

„Alter!“

Diesmal klang ihre Stimme dünner, als sie erwartet hatte.

In diesem Augenblick kam durch die hintere Tür ein junger Mann,

der Lederrollen in den Armen trug. Die Ärmel seines Leinenhemdes waren bis zu den Ellbogen hochgeschoben, seine dunkle Lederschürze reichte ihm bis zu den Knien.

Er hob den Kopf.

Seine grünen Augen begegneten Zingaras großen braunen Augen. Zingara hielt den Atem an.

Draußen läuteten die Glocken von St. Moriz noch immer. Doch zwischen den engen Wänden des Ladens schien ihr Klang plötzlich weit entfernt. Als Zingara sich daran erinnerte, dass sie soeben „Alter“ gerufen hatte, wurde ihr Gesicht heiß.

Auch der junge Mann versuchte, seine Überraschung zu verbergen, und legte die Lederrollen auf den Tisch.

„Bitte?“

Zingara brachte kein richtiges Wort heraus. Sie konnte nur zwei Worte sagen:

„Meister Otto.“

„Otto ist nicht hier.“

„Wann kommt er zurück?“

„Ich weiß es nicht. Wolltest du zu ihm?“

„Er wollte mir ein Paar neue Schuhe geben.“

Der Blick des jungen Mannes senkte sich auf Zingaras Füße. Ihre staubigen, ausgebleichen Schuhe, deren Ränder sich bereits lösten, waren völlig abgetragen.

„Du bist die Tochter der Wäscherin, nicht wahr?“

„Ja. Ich bin Christina Roths Tochter.“

Zingara hatte sich wieder gefasst. Nun sprach sie ungezwungener.

Der junge Mann ging zum Verkaufstisch. Er holte ein Paar feste Schuhe aus schwarzem, grobem Leder hervor.

Zingara betrachtete die Schuhe. Dann sah sie das rote Leder am Rand des Tisches.

„Sie sollen rot sein.“

Der junge Mann blickte zuerst auf die Schuhe in seiner Hand und dann auf Zingara. Unter dem Tisch holte er ein anderes Paar aus rotem Leder hervor. Er deutete auf den leeren Schemel.

„Setz dich dort hin.“

Zingara setzte sich, ohne den Blick von ihm abzuwenden.

Der junge Mann nahm einen der Schuhe in die Hand und kniete vor ihr nieder.

Zingara stockte für einen Augenblick der Atem.

Noch nie hatte sich jemand auf diese Weise vor ihr niedergebeugt. In seiner Bewegung lag weder Scheu noch Prahlerei. Er tat lediglich seine Arbeit. Zingara richtete den Rücken auf. Sie wusste nicht, ob sie den Fuß ausstrecken oder zurückziehen sollte.

Als der junge Mann nach ihrem alten Schuh griff, zog sie den Fuß sofort zurück.

„Halt. Ich ziehe ihn selbst aus.“

„Das ist meine Arbeit.“

„Ich sagte, ich ziehe ihn selbst aus.“

Sie rieb die Fersen aneinander und streifte ihre alten Schuhe hastig ab. Ihre nackten Füße setzte sie auf den kalten Steinboden.

Der junge Mann sagte nichts. Er nahm einen der neuen Schuhe und hob Zingaras Fuß leicht an. Vorsichtig zog er ihr den Schuh an. Als das harte Leder an ihrer Ferse rieb, biss Zingara die Zähne zusammen.

„Ist er zu eng?“

„Nein.“

Ohne sich den Schmerz an der Ferse anmerken zu lassen, hob Zingara den Blick zu dem jungen Mann.

Er kniete noch immer vor ihr.

Eine der Glocken schlug schwerer. Der Klang hallte kurz und hart zwischen den engen Wänden des Ladens wider.

„Zieh auch den anderen an“, sagte der junge Mann.

Zingara streckte den Fuß aus.

Nachdem er ihr auch den zweiten Schuh angezogen hatte, rückte der junge Mann ein wenig zurück.

„Nun geh ein paar Schritte. Sehen wir, ob sie passen.“

Zingara stand auf. Sie ging zwei Schritte und kehrte dann zurück.

„Sie passen.“

Der junge Mann sah ihr ins Gesicht.

„Bist du sicher?“

„Ich bin sicher.“

Der junge Mann beugte sich hinunter, um die alten Schuhe vom Boden aufzuheben. Zingara kam ihm zuvor, riss sie an sich und drückte sie an ihre Brust.

„Ich nehme sie.“

„Sie sind völlig abgetragen. Es lohnt sich nicht, sie mitzunehmen.“

„Sie gehören mir.“

Der junge Mann trat zurück.

Zingara ging zur Tür. Auf der Schwelle schien sie einen Augenblick

lang stehen bleiben zu wollen, doch sie blieb nicht stehen.

Der junge Mann ging bis zur Tür und blickte ihr nach. Die Gegenwart der jungen Frau, deren Namen er nicht einmal kannte, blieb länger im Laden zurück als der Geruch von Leder und Pech.

Bevor Zingara um die Ecke bog, sah sie auf die alten Schuhe in ihren Händen. Eine Weile hielt sie sie fest. Dann stellte sie sie am Straßenrand ab und ging weiter.

Auf dem steilen Weg hinauf zur Veste begannen die neuen Schuhe schon bald, ihr Schmerzen zu bereiten. Zunächst versuchte sie, nur auf den Fersen zu gehen. Als auch das keine Erleichterung brachte, zog sie die Schuhe aus und nahm sie in die Hand.

Während sie barfuß weiterging, brummte sie vor sich hin:

„Warum habe ich wie eine Närrin gesagt, dass sie passen?“

Jedes Mal, wenn ihre Fußsohlen die Steine berührten, verzog sie das Gesicht.

Dann erinnerte sie sich an den jungen Mann im Laden.

An seine grünen Augen.

Daran, wie er vor ihr niedergekniet hatte.

An die Worte, die sie gesagt hatte, als er nach ihrem Schuh griff:

„Schon gut, ich ziehe ihn selbst aus.“

Unwillkürlich lächelte Zingara. Als ihr Fuß auf einen scharfen Stein trat, erlosch ihr Lächeln sofort.

Als sie sich der Burg näherte, zog sie die Schuhe wieder an, damit niemand etwas bemerkte. Sie ertrug den Schmerz, senkte den Kopf und beschleunigte ihre Schritte. Ohne jemandem in die Augen zu sehen, erreichte sie ihr Zimmer.

Kaum war sie eingetreten, zog sie die Schuhe aus. Einen Augenblick lang wollte sie sie gegen die Wand werfen, überlegte es sich jedoch im letzten Moment anders. Sie schob sie unter die Liege. Dann setzte sie sich, zog die Knie an den Bauch und rieb sich die Füße.

Ihre Gedanken waren bei dem jungen Mann im Laden.

Bei seinen grünen Augen.

Bei der Art, wie er vor ihr gekniet hatte.

Das Zimmer war dasselbe wie zuvor. Das schmale Fenster, die gespannten Seile, der unlackierte Tisch, die breite Liege ...

Doch eine Weile konnte Zingara nichts davon mehr mit denselben Augen betrachten.

Am selben Abend saß Matthias am anderen Ende der Rosengasse mit gekreuzten Beinen auf dem Boden seines engen Zimmers und spi-

elte auf seiner Flöte.

Das Zimmer bestand aus vier kahlen Wänden. Außer einer Wolldecke, einem dünnen Kissen und einigen wenigen Dingen, die an der Wand lagen, befand sich nichts darin.

Der Klang der Flöte traf auf die Steinwände und kehrte zurück. Bei jeder Rückkehr wurde er ein wenig dünner.

Matthias schloss die Augen.

Ein Ton brach auf halbem Wege ab.

Zingaras Gesicht erschien vor seinen Augen. Wie sie in der Mitte des Ladens gestanden hatte. Ihre Verlegenheit, nachdem sie „Alter!“ gerufen hatte. Der Trotz, der in ihren Augen aufgeleuchtet war, als sie die roten Schuhe verlangte.

Das eine Wort, das sie gesagt hatte, während sie ihre alten Schuhe an die Brust drückte:

„Meine.“

Matthias senkte die Flöte auf seine Knie.

Die Stille jenes Augenblicks stand nun wieder im Zimmer.

Wenn im Kloster Marienberg von Frauen die Rede gewesen war, hatte man stets dieselben Worte gebraucht:

Begierde.

Sünde.

Fall.

Matthias kannte diese Worte auswendig. Doch als er Zingara heute im Laden gesehen hatte, war ihm keines davon zu Hilfe gekommen.

Nur ihre Augen waren geblieben.

Matthias führte die Flöte wieder an die Lippen. Diesmal war der Ton, der ihr entstieg, leiser. Zwischen den Tönen erschien erneut Zingaras Gesicht.

Er hörte nicht auf zu spielen.

13. KAPITEL

Der Schlüssel drehte sich im Schloss.

Matthias erwachte von diesem Geräusch.

Eine Weile wusste er nicht, wo er war. Die kahlen Wände des engen Zimmers waren im Dämmerlicht kaum zu erkennen. Die Wolldecke hatte sich um seine Beine gewickelt, sein Hemd klebte ihm schweißnass am Rücken. Sein Atem ging schnell.